

BRUNO GOETZ

DAS REICH OHNE RAUM

*Eine Chronik wunderlicher
Begebenheiten*

VORWORT WALTER R. CORTI
KOMMENTAR M. L. v. FRANZ

ORIGO VERLAG ZÜRICH

**3. Auflage
Umschlag Max Kämpf**

printed in Switzerland 1962
by Origo Verlag Zürich ©

INHALT

Vorwort	7
In Memoriam Ferruccio Busoni	17
An Fo	19
Erster Teil: DIE BOTSCHAFT	
Erstes Kapitel: Schimmelberg	21
Kommentar: Einführung	32
Das erste Kapitel	35
Zweites Kapitel: Die Begegnung	49
Kommentar: Das zweite Kapitel	53
Drittes Kapitel: Fo	57
Viertes Kapitel: Die Entfesselten	63
Kommentar: Das vierte Kapitel	71
Fünftes Kapitel: Die Wunder	75
Kommentar: Das fünfte Kapitel	83
Sechstes Kapitel: Vor der Entscheidung	91
Zweiter Teil: DIE WANDERUNG	
Siebtes Kapitel: Das Offene Tor	95
Achtes Kapitel: Das Gericht	100
Kommentar: Das siebte und achte Kapitel	106
Neuntes Kapitel: Der Ruf	110
Kommentar: Das neunte Kapitel	117
Zehntes Kapitel: Die Kreuzigung und die Tiere	119
Kommentar: Das zehnte Kapitel	126
Dritter Teil: DIE TAT	
Elftes Kapitel: Stuhlbrestenburg	133
Zwölftes Kapitel: Der Bock in der Kirche	142
Dreizehntes Kapitel: Der große Prozeß	150
Vierzehntes Kapitel: Der Aufruhr	160
Kommentar: Der Dritte Teil	177
Vierter Teil: DAS REICH	
Fünfzehntes Kapitel: Die Verwandlungen der Liebe	181
Sechszehntes Kapitel: Der Untergang	187
Siebzehntes Kapitel: Die Wiederkehr	196
Kommentar: Der Vierte Teil	210
Das siebzehnte Kapitel	213
Letztes Kapitel: Der Schneewanderer	217
Kommentar: Das letzte Kapitel	226

VORWORT

Befremdlich und beglückend, verwirrend oft und wieder heilsam leben die Dichter unter uns: Erzähler sinniger Männer, erbauliche Belehrer, Mahner und Tröster, Quäler und Verklärer, die des Umgangs mit den letzten Dingen gewohnt sind. Ihr Geschlecht ist an bunter Vielfalt so reich wie der Reichtum der Welt selbst. Sie verwalten das Wort anders, als wir es gebrauchen, leben im Wunder der Sprache als seine Diener, als seine Meister, beschwörend, betörend wie die Magier. Alle Charaktere, alle Blutspiele finden sich unter ihnen: Nicht nur die Olympier, die das Wort sonnenhaft strahlen lassen, die den reinen Goldglanz des Schönen über alle Dinge werfen, – auch die Lastträger dumpfer Gesichte, die um die Kellertiere der Seele wissen, die den Ge spenstern am hellen Tage begegnen. Manche stammeln unter dem Druck der sie bedrängenden strengen Gnade, Deutende im unerklärlichen Auftrag, selber erschrocken über die wunden Geburten ihres Wortes. Sie sprechen aus, was unseren mühenden Mund bedrängt, wonach unser unruhvolles Herz sehnend verlangt –

*«Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht».*

Es gibt Dichter, deren Breite allen gehört, und solche, die nur auf schmaler Wellenlänge senden, ganz nur für das ihnen zubestimmte Organ. Wir selber wandeln uns im Kreise der Jahre: die einmal hocherregten Empfänger klingen

ab, neue erwachen im reicher erfahrenen Gehör. So auch steigt eine Dichtung aus dem Nährnetz der Zeit, wie überzeitlich sie sich selbst verstehen mag, ergreift die Genossen ihrer Tage und versinkt für das Begreifen der Späteren wieder. Als das «Reich ohne Raum», diese wunderliche «Chronik wunderlicher Begebenheiten» 1919 erstmals erschien, wurde es vornehmlich von den Suchenden der damaligen Jugendbewegung aufgegriffen. Nach dem verlorenen Kriege mochte sie der mystische Titel ebenso ansprechen, wie die Schilderung der dämonischen Welt im eigenen Innern. Großgeartet liegt zumeist die Geschichte der Schreibenden vor uns, nicht dagegen die flüchtige, schwerer zu erfassende der Leser, die Geschichte ihres Betroffenseins, ihrer stummen Zwiesprache mit dem dichterischen Werke, seiner Aufnahme und Wirkung. Nun tritt hier die dritte Auflage vor Leser, denen das Reich der Dämonen längst grauenhaft vor Augen steht.

Bruno Goetz wurde am 6. November 1885 in Riga geboren, deutschbaltischen und russischen Blutes. Seine Jugend prägte die Weite des Meeres und die Weite der russischen Ebene. Er hat sie als Schwere erlebt, mit der Schwermut gekämpft. Ein erlösendes Fernweh trieb ihn nach dem Süden. Es ist zugleich sein Weg aus dem Dämonendunkel in die Götterhelle gewesen, – ein Wanderer und Ringender blieb er bis in die sieghafte Reife. Vergeblich umwarb sein Wünschen noch die alten Totenstädte in und um Neapel, der Tod selbst versagte ihm den Kronwunsch, einmal doch Paestum zu sehen. Er starb in Zürich am 19. März 1954.

* * *

Bruno Goetz feierte die «Götter». Das klingt antik und ist es auch. Es sind nicht nur die Dämonen, die im Dunkel der Welt treiben. Die Gottheit west, Gott ist, die «Götter» wirken. «Meine Jugend», sagt er in seiner autobiographischen Skizze, «fiel in die Periode des noch unerschütterten Aberglaubens an die Wundermacht der mechanistischen Na-

turwissenschaften und des allgemeinen ignoranten Unglaubens an die religiösen und metaphysischen Lebensgewalten. Solange ich denken kann, bin ich dieser entgötterten und entseelten Welt, deren höllisches Geheimnis in den beiden Weltkriegen wie eine Eiterbeule aufbrach, fremd und feind geblieben. Die mythischen Mächte, die mythischen Bilder, die Götter, die unerkannt auch heute noch in den Tiefen aller Seelen wesen, sind der Quellgrund meiner Dichtungen.» Bruno Goetz war ein seinsfrommer Mensch, der den Seinsmächten ehrfürchtig begegnete. Wo er diese als «Götter» ehrt, wird seine Sprache festlich, seine Haltung feierlich, kultisch, seine Dichtung priesterlich. Er wäre darin leicht als ein Romantiker zu mißverstehen. Aber er klagt weder unwiederbringlich-Verlorenem nach, noch lebt in ihm das humanistisch-rekonstruierende Entzücken über dem Vergangenen. Ihm war es gegeben, «die Urgewalten der Seele und des Leibes in Gestalt von Göttern zu erschauen». (Nachwort zu «Der Lobgesang», 1927). «Die Götter in meinen Balladen sind weder Sagen- und Märchengestalten, noch Allegorien, sondern lebendig-gegenwärtige Mächte. Unserer Hinwendung zu ihnen begegnet ihre Hinwendung zu uns. Um erscheinen und sich auswirken zu können, bedürfen die Götter der Menschen; um sich vollenden und ihre Bestimmung erfüllen zu können, bedürfen die Menschen der Götter.» (Nachwort zu «Der Gott und die Schlange», 1949). Allem «neuen Heidentum» gegenüber wahrte er entschiedene Distanz. Zwischen Gott und den Göttern besteht ein grundsätzlicher Unterschied. «Götter nennen wir die urbildhaften Erscheinungsformen des Göttlichen im menschlichen Bewußtsein, die folglich von den Wandlungen dieses Bewußtseins in den verschiedenen Weltepochen abhängig sind, während Gott selbst jenseits aller bildhaften Gestaltungen wandellos besteht.» Daß er damit ins Pantheisieren gerät, ist ihm wohl immer dunkel bewußt gewesen. Er steht im nämlichen Problemkreis wie Schelling. Alles ist göttlich, auch das Widergöttliche, das Dämonische, Gott entläßt es in den Lauf der Welt, um es einst zu überwinden. «Die große

Dichtung aller Zeiten und Völker ist immer die unmittelbare oder mittelbare Selbstoffenbarung der dämonischen und göttlichen Mächte im jeweiligen Heute und Hier durch das Bild und das schöpferische Wort gewesen. Auch unsere heutige Dichtung kann, soweit sie wirklich Dichtung ist, nichts anderes sein.» Er rang um die «endliche Versöhnung und Verschmelzung des heidnischen mit dem christlichen Geiste» . . . als dem «einzigen Ausweg aus dem tragischen Zwiespalt der in sich zerrissenen europäischen Seele. Hier ist der bald verborgene, bald offenkundige Hintergrund fast aller meiner Dichtungen zu suchen . . . erst durch die Bindung an die göttlichen Urbilder finden wir wieder zum schöpferischen Mittelpunkt unseres Daseins zurück». («Autobiographische Skizze»).

Über Carl Spitteler's «Prometheus und Epimetheus» schrieb der greise Gottfried Keller an den jungen Josef Viktor Widmann: «Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte.» Sind die Religionen als Produkte einer einst besonders schöpferisch gewesenen Phantasie anzusprechen, deren Kraft seither erlosch und die sich nur noch gelegentlich, schlummernden, alten Vulkanen gleich, in begnadeten Spätlingen befreit? Oder spricht sich Gott selbst durch den Mund des Dichters in den «Göttern» aus, deren Gestalt dem Wandel des Zeitlichen unterliegt? Unser Jahrhundert hat dunkle Religionen und Dämonen in schauerlicher Fülle wachsen gesehen, die kämpfenden Götter sind im brütenden Bewußtsein der alles Archaische entfesselnden Massen wieder aufgebrochen. Sind es die alten Götter in neuer Gestalt? Sind es neue Götter der ewig-alten Gottheit? Hat sie der eine Gott nicht alle längst überwunden?

* * *

Die Rede von den «Göttern» wird nicht nur dem Christen zum Ärgernis und zur Anfechtung, sondern ebenso dem Mann der Wissenschaft, der sie längst totgesagt, längst hinweggeräumt glaubte. Wie kann nur einer in dieser Zeit des wüsten Dämonenaufbruchs solche «Götter» rühmen, die über die schlecht behütete Schwelle der Seelentiefe verderbenbringend ganze Völker befallen? Wer sie ehrend beschwört, mußte der nicht selbst in tödliche Nachbarschaften, in ein fatalstes Zwielicht geraten? Es ist das eigentliche Wunder dieses Dichterlebens gewesen, daß Bruno Goetz das Inferno des «Reiches ohne Raum» überwand, in seinem chaotischen Aufbruch aber hinüberfand zu den göttlichen Seinsmächten und zum heilen Wort.

Die Prieuré des Moines d'Amay sur Meuse hütet eine wunderbare Darstellung des Evangelisten Matthäus: großer, bärtiger Kopf mit ruhig sinnenden Augen; seiner linken Schulter angelehnt ein kleiner beflügelter Engel, der ihm ins Ohr spricht. Dasselbe Motiv gestaltete Rembrandt 1661 deutlicher noch im Matthäusbild der Louvre-Sammlung. Man sieht den Evangelisten mit der bereiten Schreibfeder in der Hand auf die «Verbalinspiration» des angelos, des Gottesboten, lauschen. Was er schreibt, das hat er sich nichts selbst ausgedacht, hat er sich nicht selbst gesagt. Gott allein ist in dieser «Theopneustie» der Autor, Matthäus nur der hörende, gehorsame Schreiber. Wir wüßten nicht von Gott, hätte er sich nicht selbst kundgegeben. Wie, wenn nun die Dichter von «Göttern» berichten? Woher die Kunde? Sind es lediglich Geschöpfe ihrer Einbildungskraft, ihrer Phantasie? Ist es Fabel, ist es Wahrheit, wenn sie alte Sagen, altes Sagen wieder aufnehmen, von Wode etwa, dem wilden Jäger? Die Frage geht erregend durch die Jahrhunderte, schäumt wetterleuchtend in Schelling auf und ermattet dann in der Zeit des Positivismus, der den Mythen ihren Glanz nahm und in allen Glauben nur noch Aberglauben sah.

Wahr nennen wir eine Vorstellung, die sich mit der beobachteten Sache deckt. Wir finden die Glockenblume, wir erfinden sie nicht. Sind wir ihres Bildes in uns un-

gewiß, vermögen wir zu ihr zurückzukehren, um es zu verbessern, zu sichern. Das ist mit den Gestalten der Phantasie anders. Ihnen scheint keine Erfahrung in der äußeren Welt zu entsprechen, für sie läßt sich keine reale Entsprechung finden, an der wir sie korrigieren und stärken könnten. Daß der Dichter wirklich neue Geschöpfe schafft, die nur von Gnaden seiner Phantasie bestehen, die es nur in dieser gibt, mag zugestanden werden. Aber es kann auch sein, daß in seinem Schaffen, ihm unbewußt, ein zweiter Schöpfer mitwirkt. Er glaubt zu schieben und ist doch der Geschobene. Während er an seinen Gestalten sinnt und baut, strömen mitgestaltende Schöpferpotenzen in sein Tun. Aus dem «Unbewußten», wie der unglückliche Terminus immer noch lautet. Denn das was dieser in bloßer, inhaltsleerer Negation umschreibt, enthält den objektiven, mythen schaffenden Kern der Seele. Seine Entdeckung bleibt das große Verdienst Carl Gustav Jungs. Mit ihr gelingt es, das gesamte Phantasieschaffen des Menschen, vom Träumen über die sacrale Dichtung bis in die scheinbaren Abstrusitäten der gnostischen Alchymie überraschend aufzuhellen.

So lassen sich die «Götter» in der Erfahrung der äußeren Welt nicht aufweisen; hier fehlt das faßbare Gegenbild, an dem sie einen objektiven Rückhalt hätten: sie gehören der Wirklichkeit der Seele an. Dort besitzen sie ihre Substrate. «Mythen» und «Götter» erscheinen als Bildprojektionen von objektiven, im Träumen und Dichten sich bezeugenden schöpferisch-seelischen Mächten. Wo wir sie in der äußeren Welt verleiben, holt uns die Kantische Kritik wieder ein. Aber die Seele selbst gehört zur Welt. Das Innere ist so welhaft wie nur das Gestein und der Baum. Darum hat es einen verwirrend tiefen Sinn, die «Götter» dennoch als Seinsmächte anzusprechen.

* * *

Wohl hat Bruno Goetz immer wieder versucht, dem Sinn des eigenen Dichtens nachzuspüren. Aber er war

kein Cartesianer, kein Dialektiker, kein Forscher. Wie Siegmund Freud, dem kaum 20 Jährigen, seine kommende Sicherheit vorausahnend, von einer Analyse abriet, so scheute Goetz sich selbstschützend vor allzu resoluten Begriffsbädern der Philosophie. Er blieb sein eigener Gärtner im inneren Aufbruch. Dichtung hat sacralen Ursprung, das Schaffen am «Wortbilderleib» der Seele ist Dienst am Reich. Auch dieser belasteten Vokabel hält er unbeirrbar die Treue. «Verhehlen wir es uns nicht», schrieb er im Jahre 1935, «das Reich ist noch fern, ferner denn je. Was heute Reich genannt wird, trägt fälschlich diesen Namen. Es ist nicht Reich, es ist Staat. Ein anderes ist der Sinn des Reiches, ein anderes der Sinn des Staates. Die große deutsche Dichtung aber meint das Reich, sie meint die Überwölbung der Völker und ihrer Staaten durch das Reich, sie meint die ewige Brücke von Nord nach Süd, von Ost nach West». («Deutsche Dichtung», Luzern 1935). Der hier wirkende Archetyp berührt wohl das mittelalterliche *sacrum imperium*, aber es ist keine romantische Schau aus Heimweh, keine Beschwörung eines neuen Mittelalters, – das kommende heilige Reich ist im Wandel seiner Gestalt noch ursprünglicher, noch zeitloser gesehen.

Ein Anwalt aller mütterlichen Mächte, des Tragenden im Sein, der Nährböden, der Wurzelreiche, liebte er das Leben und seine Brunnenstuben. Die verecundia galt dem Wasser, dem Feuer, Wind und Erde, den Elementen, dem Elementarischen. Galt dem Seerosenweiher unter kreisenden Sternen, überblühtem Gemäuer mit eiligen Lacerten. Er liebte die schlichten Verhältnisse, ein altes Haus am Hang mit Blick auf den lichtflutenden See, Steinbank und Steintisch, umlautb., Wein und Brot – stets offenbarte sich darin geweihter Bezirk. Um das Wunder der Dinge zu spüren, bedurfte es keiner Analysen, keiner Anatomie, keiner begrifflichen Aufschlüsse. Alles Seiende stand ihm in ununterbrochener Offenbarung.

Ein Freund der wachstümlichen Welt, lebte er die hohe Gabe der Freundschaft. Seine Weise war Wohltun, er ver-

mochte zuzuhören, in seiner Anteilnahme lag die Interessiertheit eines großen Kindes, wie auch das Offene einer reichen Erfahrung. Russische Weite wirkte in seinem Wesen und baltische Ritterlichkeit, die Mildes in Kühnes kleidet, in Bitterem Süsses bewahrt, in spielender Ironie eigene Verletzlichkeit und Scheu verbirgt. Seine Sehnsucht galt der heilen Welt, die des heilen Wortes bedarf: dieses zu suchen galt ihm als kosmischer Auftrag, als ein eigentümlich priesterlich-ärztliches Wirken. Es liegt viel Schönheit, viel Tapferes über diesem Leben, das seine Leiden in lauter Früchte reifte.

Allen, die ihn kannten, bleibt sein Lachen unvergessen. Es quoll aus Fülle, Wärme, aus Naturtiefen, man hieß das eigene Gelächter an, um seiner kraftvollen Köstlichkeit zu lauschen, nie habe ich ein Lachen so als Geschenk empfunden wie das seine. Es war Teil seines Verhältnisses zum gesprochenen Worte, zu den Vokalen; sein Sprechen, sein Erzählen, sein Vortrag war ihm durchaus eigentümlich, sein ganzes Wesen enthüllend. Welch feiernde Festlichkeit, wenn er die Löwenballade vortrug:

*«Rot und Gold, rot und gold
blasen die Trompeten.
Was im Dunkel loht und grollt,
will zu Tage treten.»*

Seine Mühen bleiben unverloren, sind auch seine nicht zahlreichen Werken fast nach jeder Auflage bald wieder vergriffen: wer sie hütet, hütet ihr Feuer. Alles Seltene hat seine eigenen Wege der Wirkung. Was samenhaft war an Bruno Goetz, steht selbst in heiler Kraft.

*

Der große Hymnus «An den Meergott» schließt mit den Versen:

*«Schenke mir liebende Herzen,
denn Liebende nur erlauschen im Nachhall
meiner versagenden Menschenstimme
Dein ewges,
Dein Wandellied von Dir Selbst.
Und wenn ich Einen nur finde,
ders weitersingt aus überströmender Fülle –
ists mir genug. Dann darf ich
heim zu Dir und ruhen an Deinem Herzen
und einstimmen in den Chor
der Deinen seit ewig.»*

Walter Robert Corti

IN MEMORIAM FERRUCCIO BUSONI

In Rauch und Trümmer sank, was wir gekannt,
vom Tod umkreist in dunklem Riesenbogen.
Dem Traume nach, der uns vorangeflogen,
drängt unser Geist in ungestümem Brand.

Der Heimat fern und mütterlichem Land
treibt unser Schiff auf ungewissen Wogen.
Verwegen lachend sind wir ausgezogen, –
Seefahrer wir nach unentdecktem Land.

Und wenn uns Nacht und Grauen überfällt,
singst Du uns neuer Heimat freie Lieder, –
und aller Spuk entschwebt, ein leichter Flaum.

In Takt und Reigen löst sich hell die Welt,
von Sternen rieselt spätes Glück hernieder,
aufglühend strahlt das Reich uns ohne Raum.

AN FO

Als nicht vom Himmel wich,
die schwere Wolke
und allem Volke
die Sonne blich,

da kam aus Tiefen
das neue Licht uns nah,
wir schliefen
und wußten: «Du bist da!»

O Sonnen
aus Deiner Augen Grund!
Springende Bronnen
der Liebe aus Deinem Mund!

Funkelnde Glut
Deiner Glieder im Äthermeer –
über die Wellen her
lockst Du zu lohem Mut.

Ewiger Knabe,
umspielt von der Sterne Getön!
Spender der Labe,
brausend und frei und schön:

Männer und Frauen
schwingen in Deinem Schein,
treiben in Tod hinein,
neu Dich zu schauen.

Immer ins Helle
ruft Deine weiße Gestalt,
Welle um Welle,
nie sind wir alt!

ERSTER TEIL

DIE BOTSCHAFT

ERSTES KAPITEL

SCHIMMELBERG

Die Einwohner der kleinen Universitätsstadt Schimmelberg erinnerten sich noch sehr genau des alten Schiffskapitäns Wilhelm van Lindenhus. Sein plötzlicher Tod hatte viel von sich reden gemacht.

Wenige Tage, nachdem seine sanfte, immer ein wenig leidende und vergrämte Frau gestorben war, hatten einige Nachbarn bemerkt, daß der alte van Lindenhus nicht mehr seinen gewohnten Abendspaziergang unternahm. Da man aber in den folgenden Nächten Licht bei ihm brennen sah und hin und wieder seine hagere Gestalt mit dem zerfurchten Gesicht am Fenster gewahrte, glaubte man an eine vorübergehende Unpäßlichkeit und kümmerte sich nicht sonderlich darum.

Eines Abends aber kamen zwei fremde Knaben in Wetterkragen und Lederkappen die Straße herabgeschlendert. Sie schellten am Hause des Kapitäns und der Alte selbst öffnete ihnen die Tür, wie von allen, die zufällig auf der Straße zugegen waren, einstimmig erzählt wurde. Nach der Versicherung derselben Zeugen prallte er beim Anblick der Knaben betroffen zurück und ließ sie dann wortlos ein. Schon nach einer Viertelstunde schloß er ihnen wieder auf, und sie schritten rasch von dannen.

Am nächsten Morgen hatte der Postbote ihm einen Brief zu bestellen. Da ihm auf sein Läuten nicht geöff-

net wurde, nahm er an, der Alte schlafe noch. Aber auch, als er um die Mittagszeit und dann, noch einmal, gegen Abend wiederkam, regte sich nichts im Hause. Er rief die Nachbarn herbei. Sie berieten kurz, was zu tun sei, und entschlossen sich, die Tür gewaltsam zu öffnen.

Der Kapitän saß tot in seinem Lehnsessel. Die Ärzte stellten einen Herzschlag fest. Beim Durchsuchen des Hauses fiel es auf, daß auf dem Schreibtisch seines Sohnes Melchior, der seit vielen Jahren im Ausland weilte, ein mit Edelsteinen besetzter Dornenkranz und ein elfenbeinernes Kreuz lagen. Diese Gegenstände mußten erst vor kurzem dort niedergelegt worden sein, denn sie waren vollkommen frei von Staub, während alles andere im Zimmer schon lange nicht mehr gesäubert zu sein schien. Die früheren Freunde Melchiors, die man befragte, wußten nichts von der Existenz dieser beiden Stücke.

Melchior wurde der Tod seines Vaters unverzüglich nach Rom mitgeteilt. Aber alle Briefe und Telegramme kamen zurück, da er nicht aufzufinden war.

Doch die Jahre vergingen. Und man hatte an anderes zu denken, als an den alten van Lindenhus und seinen wunderlichen Sohn. Nur wenn man am leerstehenden Hause des Kapitäns vorbeiging, tauschte man hin und wieder Vermutungen darüber aus, wo Melchior wohl weilen möge, ob er den Tod des Alten überhaupt erfahren habe und warum er sich nicht um das ihm zugefallene ansehnliche Erbe bekümmere.

Ein seltsamer Mensch sei er ja seit je gewesen, fügte man dann hinzu und kramte alle Gerüchte aus, die seinerzeit über den jungen van Lindenhus im Umlauf waren, – vor allem die Geschichte mit seinen zwei Schulfreunden Otto von Lobe und Heinrich Wunder-

lich, dann aber auch seine rätselhaften Beziehungen zu Henriette Karlsen, der Tochter des Museumsdirektors.

Melchior war ungefähr fünfzehn Jahre alt gewesen, als Otto von Lobe, ein schmächtiger sanfter Knabe mit zarter Stirn und langen, hellgelben Wimpern, in die Schule eintrat. Er befriedigte sich rasch mit ihm und zog ihn bald in seinen Kreis, zu dem auch der junge Heinrich Wunderlich, der Apothekerssohn, gehörte, — ein tollkühner Bursche mit braunem, verwegenem Römergesicht.

Dieser Kreis war, wie die spätere Untersuchung durch die Schulbehörden feststellte, eine Art mystischen Geheimbundes gewesen. Die jungen Leute hatten sich in alte alchymistische und rosenkreuzerische Schriften vertieft und sich mit seltsamen Versuchen abgegeben, die nach den Aussagen, die Heinrich Wunderlich und andere widerwillig auf das Drängen der Behörden gemacht, den Zweck hatten, die menschliche Gestalt beliebig zu verwandeln.

Zu den Hauptdogmen der Vereinigung gehörte, daß den Wissenden und Reinen kein Gift schaden könne. In ihrem knabenhaften Vorwitz glaubten Otto, Melchior und Heinrich, nach langen Bemühungen, es sei ihnen gelungen, die Zusammensetzung eines Getränktes zu finden, das die mystische Kraft besitze, die Gestalt nach Wunsch zu wandeln. Dieses Getränk enthielt starke Gifte.

Jeder von den Dreien wollte den Zaubertrank als Erster kosten. Da sie sich nicht einigen konnten, riefen sie den ganzen Bund zusammen, teilten ihm mit, daß das Ziel ihres Strebens erreicht sei, und baten, durch das Los entscheiden zu lassen, wem von ihnen es vergönnt sein sollte, die Kraft des Trankes als Erster am eigenen Leibe zu erproben.

Die Kameraden waren mehr vom romantischen Grauen des Unternehmens ergriffen als daß sie sich mit den Einzelheiten dieser Versuche befaßt hätten, welche ausschließlich in den Händen Ottos, Melchiors und Heinrichs lagen. Sie wußten nichts von der giftigen Zusammensetzung des Trankes, obgleich oft genug von der mystischen Ungefährlichkeit der Gifte unter ihnen die Rede gewesen war. Jubelnd gingen sie auf den Vorschlag ein. Und das Los entschied für Otto.

Man beschloß, die ganze Nacht zusammenzubleiben. Mit der aufgehenden Sonne sollte Otto den Trank zu sich nehmen. Die Stunden vergingen unter wilden Entzückungen. Man überbot sich in der Ausmalung aller Verwandlungsmöglichkeiten. Man träumte von der Ausübung eines magischen Einflusses auf die Menschen. Man sprach von einer Änderung aller Gesetze, aller Sitten, aller Lebensformen, von einer neuen, glücklichen, in ewiger Wandlung befindlichen Menschheit, in der niemand mehr an seine zufällige Gestalt gebunden sei und jeder als das erscheinen könne, was er sich in seinen kühnsten Wünschen vorgestellt habe.

Im Morgengrauen brachen alle auf und gingen ans Meer hinaus. An der äußersten Spitze der Mole lagen sie sich hin und schauten in den sich immer feuriger rötenden Osten.

Als der erste Sonnenstrahl ihn traf, sprang Otto auf und warf seine Kleider ab. Mit strahlender Stirn stand er im frühen Licht, lächelte glücklich und leerte langsam den mitgebrachten Becher.

Nach wenigen Minuten wand er sich in Todeskrämpfen.

Eine strenge Untersuchung folgte. Melchior wurde von der Schule gejagt, da er jede Aussage verweigerte, die andern kamen mit schweren Strafen davon.

Mit Heinrich Wunderlich ging nach diesen Vorfällen eine merkwürdige Veränderung vor sich. Er legte alle Seltsamkeiten seines Wesens ab und trug eine krampfhafte, überlaute Normalität zur Schau. Nachdem er die Schule beendet, studierte er an der Schimmelberger Universität Medizin, heiratete und zog sich als Arzt in ein kleines Landstädtchen zurück, wo er in verbissener Nüchternheit zu einem Sonderling austrocknete.

Melchior dagegen, dem sein selber etwas abenteuerlich gesinnter und abergläubischer Vater keinerlei Vorwürfe machte und dem seine Mutter niemals ihre Tränen zeigte, schloß sich ein, verdunkelte sein Zimmer und verließ es viele Wochen lang kaum. Das Essen wurde ihm hinaufgetragen.

Als er sich wieder zu zeigen begann, sprach er lange und häufig mit seinem Vater, dem er immer lieber wurde. Denn der Alte glaubte fest daran, daß der Sohn alle absonderlichen und wilden Phantastereien einmal verwirklichen würde, die er selber im geheimen gehegt, aber vor allen Menschen, selbst vor seiner Frau, verschlossen gehalten hatte.

So erhitzten sich die beiden in immer ungeheuerlicheren Gesprächen und gerieten oft hart aneinander. Denn der Alte wollte vom ewigen Sichwandelkönnen, an dem Melchior fanatisch festhielt, wenig wissen, er sah jedenfalls keinen Selbstzweck darin; der Wandel der Gestalt habe, falls man ihn tatsächlich verwirklichen könne, seiner Ansicht nach, nur den einen Sinn, jede individuelle Gestalt und Form in ihrem eigenen Feuer zu verbrennen und wesenlos zu machen, damit die Erde zu einem reinen Spiegel der Sternenwelt werde. Wenn er auf dieses Thema zu sprechen kam, verlor er sich in astrologische Grübeleien und Spitzfindigkeiten, denen Melchior nicht zu folgen vermochte.

Die Gedanken des Alten waren verworren und er drückte sie überdies noch kraus und unklar aus. Melchior wußte nicht recht, wo ihm der Kopf stand, fühlte aber, daß alles, was er ersehnte, von dieser Welt seines Vaters bedrückt und vergewaltigt wurde, wenngleich sie ihn immer wieder geheimnisvoll anzog.

Er begann zu widersprechen. Der Alte ereiferte sich. Das bestärkte Melchior noch mehr in seinem Widerspruch. Und so kam es, daß Vater und Sohn sich bald überhaupt nicht mehr verstanden und aneinander vorbereideten. Trotzdem blieb der Vater lange Zeit hindurch der Einzige, mit dem Melchior ernsthaft sprach. Andern Menschen gegenüber gab er sich kälter, abweisender, ruhiger als früher. Nur in seinen grauen, ein wenig starren Augen brannte ein verstecktes Feuer, das ihn vielen unheimlich machte.

Um diese Zeit nahm er auch wieder seine Besuche bei Henriette Karlsen auf, mit der er vor seiner alchymistischen Zeit oft gespielt hatte. Sie war inzwischen schon fast erwachsen. Wenn man sie ansah, glaubte man, sie müsse durchsichtig sein, so schwebend, leicht und fein war ihre Gestalt. Ihre Haare waren weißblond, so daß es den Eindruck machte, ihre bernstein-gelben Augen hätten keine Brauen. Das Schönste an ihr waren aber ihre müden, langfingerigen Hände.

Melchior sah sie zum ersten Male wieder, als er noch oben in seinem verdunkelten Zimmer saß und eines Abends durch eine Ritze seines Fenstervorhangs auf die Straße hinausschaute. Am nächsten Tage verließ er das Zimmer und begab sich ins Museum; er wußte, sie war gegen Mittag dort anzutreffen, denn sie vertrat die alte Kustodin während der Essenszeit.

Sie stand vor einer schönen Kopie der Venus von Botticelli, die ihr an der Schwindsucht verstorbener

Bruder vor einigen Jahren gemalt und dem Museum geschenkt hatte. Als sie Schritte hinter sich hörte, drehte sie sich um, erblickte Melchior und erschrak. Dann ging sie auf ihn zu, faßte ihn an beiden Händen und sah ihn lange an. Sie sprachen kein Wort. Aber beider Augen standen plötzlich voller Tränen. Melchior wandte sich ab und lief eilig davon.

Seit jener Begegnung kam er jeden Tag zu ihr ins Museum. Was zwischen beiden vorgefallen, wußte niemand. Henriette aber wurde immer bleicher und trauriger.

Eines Tages belauschte der alte Direktor zufällig vom Nebenzimmer aus ein Gespräch zwischen ihnen und hörte, wie Melchior zu seiner Tochter sagte:

«Es ist so, wie ich dir erzählte, Henriette. Jede Nacht schaute das Gesicht zum Fenster herein und nickte mir zu. Ich hatte es schon vor vielen Jahren ein paarmal gesehen, als kleiner Junge noch. Wenn ich mich sehr traurig fühlte und Vater auf See war und Mutter stumm über ihre Bibel gebeugt saß, hörte ich ein Klopfen am Fenster. Dann war es da, – ein schmales, braunes Gesicht mit Augen, die ganz wie die meinen waren. Wenn ich aber ans Fenster lief, verschwand es. Und ich saß stundenlang da und weinte. Die Mutter wußte nicht warum, ich sprach nie zu ihr davon. Aber dem Vater erzählte ich es. Der lächelte nur sonderbar und schwieg. Und jetzt, vor einem Jahr, kam es wieder. Aber nicht allein, eine ganze Schar war mit ihm. Während ich meine Versuche mit dem Elixier machte, schauten sie oft herein mit höhnenden Gesichtern. Seit Otto tot ist, sind sie ausgeblieben . . .»

«Gott sei Dank», sagte Henriette.

«Wie kannst du so etwas sagen?» unterbrach Melchior sie heftig, «seit sie nicht mehr kommen, bin ich

ganz allein. Niemand hilft mir. Otto ist tot, weil wir voreilig waren und nicht den rechten Glauben an uns hatten. Und Heinrich ist ein Verräter. Vater, der will von alledem nichts wissen, der hat etwas anderes vor.»

Henriette rief ängstlich:

«Wenn du mich lieb hast, Melchior, so mußt du mir versprechen, das alles zu vergessen. Versprich mir, daß du ihm niemals folgen wirst, wenn er dich ruft.»

«Wie kann ich das versprechen?» stieß Melchior verzweifelt hervor, «wie kannst du das von mir verlangen? Ich wünsche ja nichts sehnlicher, als daß ich mit ihm gehen kann. Dann werde ich alle Geheimnisse lösen. Und du mit mir. Denn du gehst mit.»

«Niemals!» schrie Henriette mit Todesangst in der Stimme, «soll es mit mir geschehen, wie mit deinem Freunde Otto? Willst du mich auch umbringen?» und sie schluchzte laut auf.

Melchior stampfte mit dem Fuße.

«Pfui, du bist feige!» rief er empört. Weinen erstickte seine Stimme. «Was hab ich mit dir noch zu schaffen?» und er stürmte aus dem Saal, am bestürzten Direktor vorbei, und lief nach Hause.

Noch am selben Tage bat Melchior seinen Vater, ihn in eine andere Stadt zu schicken, damit er dort das Gymnasium beenden könne. Der Vater willigte ein.

Melchior verließ Schimmelberg und kam nur noch selten auf ein paar Tage zum Besuch nach Hause. Nachdem er die Universität bezogen hatte, blieb er ganz aus. Man erfuhr durch den Vater, den man gelegentlich neugierig ausfragte, daß er im Auslande Chemie und Astronomie studiere und daß er schließlich in Oxford Doktor geworden sei. Gerade in jenem Jahre starb Henriette an der Schwindsucht.

Noch einmal, ein Jahr vor dem Tode seiner Mutter,

kehrte Melchior nach Schimmelberg zurück, wo er drei Tage blieb. Man sah in diesen Tagen oft Vater und Sohn schweigsam und in sich gekehrt auf der Promenade auf und ab gehen. Dann fuhr Melchior fort und begab sich auf Reisen. Einige behaupteten, er habe sich lange in Indien und China aufgehalten. Aber niemand wußte etwas Genaueres.

Alle diese Geschichten und Gerüchte wurden von Zeit zu Zeit immer wieder aufgefrischt. Sie erhielten neue Nahrung, als im «Schimmelberger Anzeiger» eines Tages eine Notiz zu lesen war, derzufolge der junge Doktor van Lindenhuys eine aufsehenerregende chemische Entdeckung gemacht habe.

Nun begab es sich gerade, daß der berühmte Chemiker an der Universität Schimmelberg, Professor Cux, einen Assistenten suchte. Aus den Veröffentlichungen Melchiors ersah er, daß sich dieser, wie kein anderer, für jene Stelle eigne. Da Melchior, wie er in Erfahrung gebracht hatte, sich vorübergehend in der Residenz aufhielt, setzte er sich mit ihm in Verbindung. Und das Resultat war, daß Melchior dem Rufe der Universität Folge leistete. Augenscheinlich reizte ihn das Zusammenarbeiten mit Professor Cux.

Daß Melchior verheiratet war, beschwichtigte die aufgeregten Schimmelberger, denn sie fürchteten sich ein wenig vor ihm, wenn sie an seine so überaus merkwürdige Jugendzeit zurückdachten. Als er dann, nach sechsjähriger Abwesenheit, eintraf, war man einigermaßen beruhigt: er machte zwar einen absonderlich kalten und fremdartigen Eindruck, schien aber im übrigen liebenswürdig, verständig, ja bedeutend zu sein. Vor allem bezauberte seine etwas exotisch aussehende Frau die Gesellschaft.

Professor Cux berichtete ihm gleich am ersten Tage

über den Tod seines Vaters. Als er die beiden Knaben erwähnte, machte Melchior ein betroffenes Gesicht, faßte sich aber gleich wieder und ließ sich den Dornenkranz und das Elfenbeinkreuz zeigen. Er schüttelte den Kopf und versicherte, die beiden Gegenstände nicht zu kennen.

«Mein Vater hatte oft seltsame Neigungen», sagte er, «Gott weiß, was ihn bewogen haben mag, die Dinge zu erwerben!»

Nachdem das alte Haus an der Löwengracht neu eingerichtet worden war, ging es bei Melchior hoch her. Die ganze Stadt verkehrte bei ihm, das heißt, eigentlich mehr bei seiner Frau. Er zog sich immer bald zurück, entschuldigte sich bei der Gesellschaft mit einem kühlen Lächeln und begab sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis tief in die Nacht hinein studierte und experimentierte.

So verfloß ein Jahr. Da fiel es den Kollegen Melchiors auf, daß er immer finsterer und ungebärdiger wurde. Er vernachlässigte seine wissenschaftliche Tätigkeit und nahm häufiger am geselligen Leben seiner Frau teil, das nun durch ihn einen völlig anderen Charakter erhielt. Man erzählte sich aufgebracht von seinen grotesken Spötteleien über alle staatlichen und kirchlichen Einrichtungen. Vor allem aber empörte man sich über seinen immer stärker werdenden Einfluß auf die studentische Jugend, der er einen radikalen Skeptizismus gegen alle Grundlagen und Resultate der Wissenschaft beizubringen versuchte. Die Professorenschaft war entrüstet. Nur der große Einfluß Professor Cuxens verhinderte es, daß es zu einem öffentlichen Skandal kam. Melchior sah sich aber genötigt, seine Vorlesungen «aus Gesundheitsrücksichten» zu unterbrechen.

Man zog sich von ihm zurück. Nur wenige blieben

ihm treu, unter denen sich auch Professor Cux befand, der bei Gelegenheit zu sagen pflegte:

«Mein lieber van Lindenhus hat ganz recht. Was liegt denn an der Chemie? Und an der Wissenschaft überhaupt?»

Man hielt die Äußerung für einen nachsichtigen Scherz des großen Gelehrten, bis es ruchbar wurde, daß er sich heimlich mit einer Tänzerin verheiratet habe, die er bei sich zu Hause eingeschlossen hielt und niemandem vorstellte. Als man davon erfuhr, machte man bedenkliche Gesichter und sprach vom unheilvollen Einfluß eines gewissen Kreises.

Dieser Kreis versammelte sich allwöchentlich einmal in Melchiors Wohnung, ergötzte sich an seinen Paradoxen und geriet allmählich so sehr unter seinen Bann, daß einzelne Mitglieder sich durch exzentrische, ja geradezu widersinnige Handlungen in der Stadt äußerst mißliebig machten. Das Gerücht vergrößerte diese Vorfälle natürlich ins Ungeheuerliche, so daß bald behauptet wurde, bei Doktor van Lindenhus würden schamlose Orgien gefeiert.

Desto verwunderter war man, als neuerdings auch Hans Silferharnisk, der bekannte liberale Prediger zu St. Marien, zu den regelmäßigen Gästen Melchiors zählte und nachher überall berichtete, man gewönne dort einen ausgezeichneten Einblick in die Zerrissenheit der modernen Seele und das sei für ihn, als Pfarrer, ganz unschätzbar.

Bald darauf hieß es plötzlich, Melchior habe sich von seinem Kreise vollkommen zurückgezogen. Man sah ihn häufig unruhig und mit abwesendem Blick durch die Straßen streifen. Und als man im November hie und da unbekannte Knaben in auffallender Kleidung bemerkte haben wollte, erinnerte man sich der seltsamen

Umstände beim Tode seines Vaters, sowie der Erzählung des alten Museumdirektors Karlsen vom Gespräch, das Melchior als Sechzehnjähriger mit Henriette Karlsen geführt. Man stand vor einem unenträtselbaren Geheimnis und geriet infolgedessen in immer größere Aufregung, Entrüstung und Spannung.

KOMMENTAR

Einführung

Es war bei Ferruccio Busoni, daß sich im Jahre 1918 jeweils einige Künstler zum schwarzen Kaffee trafen, an seinem großen runden Tisch. Die Rede kam auf den okkulten Roman. Es fielen die Namen E. T. A. Hoffmann, Meyrink, Kubin u. a. mehr. Bruno Goetz entwarf spontan ein recht erregendes Geschehen. Er wurde von Busoni fast leidenschaftlich gemahnt, diesen Entwurf ernst zu nehmen und sich sofort an die Gestaltung desselben zu machen. Dies war, wie mir die Gattin des Dichters erzählte, der Auftakt zur Entstehung des «*Reich ohne Raum*». In wenig mehr als zwei Monaten war es vollendet.

Diese Entstehungsgeschichte ist für die Beurteilung des Werkes wichtig, weil sie zeigt, daß der Dichter hier weniger als sonst sein bewußtes Kunstschaffen einsetzte (obwohl es im Stil, in den vielen Abstufungen des Ausdrucks mit großem Können geschrieben wurde) als daß er seiner Phantasie völlig freien Lauf ließ. In einem solchen Fall kommt das Unbewußte natürlich viel unmittelbarer zu Wort, und diesem Umstand ist es wohl zu verdanken, daß Bruno Goetz, ohne es zu wollen oder vielleicht sogar ohne es zu wissen, in diesem Buch zu einem Propheten wurde und in seinem phantastischen Roman gewisse kollektiv-seelische Hintergrundvorgänge symbolisch gestaltete, welche verborgen hinter den nachfolgenden politischen, sozialen und religiösen

Wirren wirksam waren. In diesem Roman wurde in symbolischer Form ein geistiges Problem aufgeworfen, welches Europa noch heute beunruhigt, und wurden Dinge vorweggenommen, welche von den späteren Ereignissen in unheimlichster Form bestätigt wurden. «Wildgewordene Knabenhorden» haben ja in der nationalsozialistischen Bewegung oft in ähnlicher Art, wie es der Roman schildert, alle alten Ordnungen verwirrt und aufgelöst. Ja, – die angerührten Probleme dieses Buches sind auch heute beileibe noch nicht erledigt, sondern beunruhigen noch immer die Seele des mitteleuropäischen Menschen. Aus diesem Grunde möge es mir erlaubt sein, eine *psychologische Interpretation* des Romans zu versuchen. Ich werde mich dabei auf die Grundanschauungen der Jung'schen Psychologie stützen.

C. G. Jung hat nämlich als erster auf die prophetische Bedeutung des Buches hingewiesen und es auch in mehreren privaten Seminarien erwähnt, wodurch ich erstmals darauf aufmerksam gemacht wurde. Natürlich nimmt eine tiefenpsychologische Betrachtung nur *einen* der vielen möglichen Aspekte, unter denen man dieses Werk zu würdigen hätte, vorweg. Es soll hier z. B. weder in das gesamte Oeuvre von Bruno Goetz, in die zeitgenössische Literatur eingeordnet, noch von der literarisch-künstlerischen Seite her gewürdigt werden – dies möchte ich Berufeneren überlassen. Hier soll nur der Inhalt des Buches in seiner stark vom Unbewußten diktieren Symbolik psychologisch betrachtet werden und zwar in ähnlicher Art, als ob es sich um den prophetischen Traum eines Individuums handelte. Dies bedeutet, daß die einzelnen Symbole in ihrem weiteren kollektiv-mythologischen Beziehungsnetz erfaßt werden müssen, wodurch man dann ihren Bedeutungskern näher umschreiben kann.¹ Es ist mir allerdings dabei bewußt, daß ich dadurch einen Sinnzu-

¹ Diese Methode der Jung'schen Psychologie dient der Amplifikation des Bildes, durch welche man dessen Bedeutungskern näher kommt. Vgl. hierüber C. G. Jung: Einführung in das Wesen der Mythologie. Rheinverlag Zürich 1951, p. 112 ff.

sammenhang sehen könnte, der Bruno Goetz selber nicht bewußt geworden ist. Aber warum sollte er nicht, wie die Propheten aller Zeiten, von Dingen im Unbewußten ergriffen worden sein, die weit über sein damaliges Bewußtsein und das seiner Freunde hinausreichte? Solche Massenbewegungen, wie z. B. der Nationalsozialismus es waren, und wie diese im Buch vorausgeahnt worden sind, entstehen nicht von heute auf morgen: ganz allmählich sammeln sich in Einzelnen ungelöste Fragen und ihre unbewußte Gegenkonstellationen an und dann – wenn Einer ausspricht, was viele unbestimmt fühlen, hoffen oder ahnen, löst sich plötzlich eine Lawine kollektiver Emotionsausbrüche mit ihren positiven oder fatalen politischen und sozialen Folgen. Natürlich entstehen dann auch Theorien, welche sie rechtfertigen sollten, Theorien, die jedoch selten jene unbestimmte Ergriffenheit ganz ausdrücken, welche die Viele ursprünglich gepackt hat, und welche meistens mehr unbewußte als bewußte Hintergründe und Motivationen hat.² Jung hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß hinter dem Nationalsozialismus eine religiöse Krise steht³ und daß dabei ein älteres archetypisches Gottesbild: *Wotan* im Unbewußten der Deutschen wiederbelebt wurde. Und doch wurde ein solcher Rückschritt in das vorchristliche Heidentum vom Unbewußten her nicht wirklich angestrebt, sondern er geschah aus ähnlichen Gründen, aus denen solche Regressionen auch beim Einzelnen jeweils geschehen: wenn der Lebensstrom nach vorne an ein Hindernis stößt und eine unbewußt angestrebte Weiterentwicklung schwierig wird, staut er sich und belebt nach rückwärts alte Bahnungen. Einen solchen Rückschritt sollte man jedoch eher psychologisch als ein «reculer pour mieux sauter» verstehen, und ihn nicht

² Vgl. hiezu auch: G. L. Mosse: The mystical origins of National socialism. Journal of the History of Ideas. N. Y. Vol. XXII, Jan-March 1961 – p. 81 ff. und H. Schwerte: Faust und das Faustische. Stuttgart 1962 passim.

³ Aufsätze zur Zeitgeschichte, Zürich 1946, p. 5 ff. und sein Hinweis auf Bruno Goetz ibid. p. 10 u. p. 93.

nur verdammen. Was aber staute den Lebensstrom und was war die eigentlich gemeinte Weiterentwicklung in dieser Lage? In eben diese Probleme scheint mir die Symbolik des Goetz'schen Buches tiefer hineinzuleuchten, doch soll eine Erörterung dieser Fragen noch verschoben werden.

Das erste Kapitel: «Schimmelberg»

Bereits der Name Schimmelberg, den der Dichter für den ersten Schauplatz des Geschehens wählt, ist symbolisch bedeutungsvoll, denn der Schimmel ist ein wohlbekanntes Reittier des Gottes Wotan. Manchmal ist er sogar eine Erscheinungsform des Gottes selbst, welcher mit solchen Decknamen wie Jak (Wallach) oder Hrossharsgrani (Roßhaarsbart) bezeichnet wurde. *Martin Ninck* sagt von ihm, daß «das Wesen Gottes und seines Tieres als ungetrennte Einheit ineinanderfließt».⁴ Der Schimmel ist dann später auch im christianisierten Deutschland zum Reittier des «Heliand» geworden – er ist der Träger des Erlöser-Helden.

Doch hat gerade auch das Pferd eine Beziehung zu den unheimlichen maßlosen und zerstörerischen Seiten der unbewußten menschlichen Seele. Der «Nachtmari» ist ein Daemonenpferd, das den Schlafenden bedrängt⁵, es «reitet» den Menschen in Tod und Wahnsinnstaten hinein. In *Alfred Kubins* «Die andere Seite» rast ein geisteskranker Schimmel durch die Keller der Stadt und kündet durch sein Erscheinen Tod und Verderben an.

In einem Städtchen mit solch bedeutsamem Namen spielen sich also die ersten Szenen des Romans ab. Das Hauptmotiv, die Figur eines geheimnisvollen göttlich-dämonischen Knaben, tritt gleich zu Beginn auf und zwar verdoppelt in Gestalt der zwei «Todesankünder», welche den Vater des

⁴ Wodan und germanischer Schicksalsglaube, Jena 1953, p. 73 f.

⁵ Für Belege vergl. C. G. Jung Symbole der Wandlung, IV. Aufl., 1952, p. 427 ff.

Melchior van Lindenhus aufsuchen, um ihm ein Elfenbeinkreuz und eine Dornenkrone zu schenken. Der Todeshauch, der die Knabengestalten des Romans alle umweht, gehört auch zur *Hauptfigur*, dem göttlichen Fo, von dem es heißt: «Männer und Frauen schwingen in Deinem Schein, treiben in Tod hinein, neu Dich zu schauen.» Dementsprechend erreicht auch Melchior erst im Tode die ersehnte Vereinigung mit Fo. Die zwei symbolischen Gaben der Knaben: Kreuz und Dornenkrone, weisen auf das Leiden und den Tod Christi hin, womit diese Jenseitsboten andeutungsweise mit Christus dem Erlöser und gleichzeitig mit dem Motiv seiner mystischen Todesüberwindung assoziiert sind.

Das Bild eines «göttlichen Knaben», der als Todesdämon auftritt, ist aber an sich ein uraltes archetypisches, d. h. seelisch-allgemein menschliches Motiv. Faust wird z. B. als Knabe ins Jenseits aufgenommen, um eine neue Entwicklung unter der Leitung des Doctor Marianus zu beginnen. Im römischen Altertum bildete man in Stein kleine in Kapuzenmäntel gehüllte Knaben – Eroten – auf den Gräbern ab, um auf eine solche Wiedergeburtmöglichkeit des Toten im Jenseits hinzuweisen. In dieser verhüllten Gestalt, als «cucullatus», stellte der kleine Grab-Eros den Genius des Abgeschiedenen dar «renatus in novam infantiam». Es ist bedeutsam, daß die Knaben des Romans Lederkappen tragen – auch sie sind offenbar solche «cucullati» – verhüllte und verborgene Mächte der Seele.

Die moderne Tiefenpsychologie hat wissenschaftlich wiederentdeckt, was der Primitive von jeher ahnte, daß der Mensch nicht nur aus seinem bewußtesten Ich besteht, sondern aus einem größeren umfassenderen seelischen System, d. h. seiner Ganzheit, von der das Ich nur einen kleinen Teil bildet. Diese in ihrer Erstreckung unabsehbare Ganzheit der Persönlichkeit ist von einem Zentrum her regiert, welches Jung im Gegensatz zum Ich als das *Selbst* bezeichnet hat. Zu Beginn des Lebens sind wir in dieser größeren Ganzheit allseits enthalten, und das Ich entwickelt sich erst allmählich als Teil daraus hervor, um gegen das Lebensende wieder

in jenes Größere der unbewußten Gesamtpersönlichkeit zurückzutauchen.⁶

Dieses Geheimnis der Ganzheit ist in Träumen und Phantasien oft durch das Symbol des «*göttlichen Kindes*» veranschaulicht, es symbolisiert gleichsam das vorbewußte und das nachbewußte Wesen des Menschen. «Sein vorbewußtes Wesen ist der unbewußte Zustand der frühesten Kindheit, das nachbewußte Wesen ist eine Anticipation per analogiam über den Tod hinaus.» Doch auch während der Zeit bewußter Existenz bleibt jene größere unbewußte Persönlichkeit andeutungsweise im Hintergrund des bewußten Lebens erhalten, und wirkt dauernd über Träume, unbewußte Impulse und Phantasien im Guten und Bösen auf unser Ichleben ein. Ahnungen, Wahrnehmungen aus unbekannter Quelle, Ängste, Launen, Absichten und Hoffnungen befallen uns oft aus unersichtlichen Gründen – es sind die Wirkungen, die der Primitive von jeher als Dämonen, Geister und Götter bezeichnete, und die er durch magische Mittel gnädig zu stimmen suchte, um so den bewußtseinsfähigen Kern seiner Persönlichkeit zu retten. Dieser «Kern» stellt sich dar im Mythologem des «*göttlichen Jünglings*» oder des «*Genius*», der den Einzelnen begleitet.⁷ Er ist, wie Jung sagt,⁸ «das Verlassene und Ausgelieferte und zugleich Göttlich-Mächtige, der unansehnliche, zweifelhafte Anfang und das triumphierende Ende – eine unbeschreibliche Erfahrung des Menschen, die eine Unangepaßtheit, ein Nachteil und zugleich eine göttliche Prärogative bedeutet, denn das «innere Kind» stellt eine aus unbekannten seelischen Urgründen aufquellende persönliche Spontaneität des Denkens und Handelns dar, welche den letzten Wert oder Unwert der Persönlichkeit ausmacht.»

Daß in dieser ersten Szene des Romans gerade zwei Kna-

⁶ Vgl. C. G. Jung: Einführung in das Wesen der Mythologie, I. c. p. 117 und p. 142 f.

⁷ Vgl. ebenda.

⁸ ebenda p. 144

ben auftreten, ist nicht unwesentlich: eine solche Motivverdopplung bei unbewußten Produkten (wie z. B. Träumen und Phantasien) heißt nämlich jeweils, daß das Motiv gerade im Begriff steht, die Bewußtseinschwelle zu erreichen und dabei einen Doppelaspekt enthüllt – es kann nämlich zunächst Gutes oder Böses – Leben oder Tod, Erneuerung oder Rückschritt bedeuten. Zwei Knabenfiguren (Dadophoren) begleiten auch den antiken Sonnengott Mithras auf vielen antiken Denkmälern; einer hält eine Fackel nach oben, der Andere gesenkt: sie bedeuten Morgen- und Abendstern, Tag und Nacht, Tod und Leben, Anfang und Ende.⁹ Der Zwiespalt und das Leiden, das der Knabengott Fo im Roman überall erzeugen wird, ist somit schon hier angedeutet – verstärkt durch die Gaben von Dornenkrone und Kreuz an Melchiors Vater, Gaben, welche Leiden und Erlösung verheißen.

Nun folgt die Kindheitstragödie des Sohnes Melchior van Lindenhuys, wie man sie in «Schimmelberg» herumsprach, die Schülertragödie, in die Melchior verwickelt wurde, und durch die er zugleich der alchemistischen Uridee der Persönlichkeitswandlung zum ersten Mal begegnete.

Die beiden Freunde Melchiors stellen seelische Gegensätze dar, welche wir fast immer vorfinden, wenn das Urbild des «göttlichen» oder «ewigen» Jünglings im Seelenhintergrund eines Menschen konstelliert ist. Der eine, Otto von Lobe, wird an dieses Bild des «Puer aeternus» völlig angeglichen und ganz davon absorbiert, so daß er das Los frühsterbender Sohngötter teilt.

«Puer aeternus» ist ja bekanntlich ein Ausdruck, mit welchem der Dichter Ovid in seinen Metamorphosen das göttliche Kind, oder den Sohngott *Jacchos* der eleusinischen Mysterien bezeichnet hat.¹⁰ Er ist das «göttliche Kind», das in der heiligen Nacht einer mystischen Gottesgeburt von Demeter-Brimo zur Welt gebracht wurde – den Einge-

⁹ Vgl. C. G. Jung: Symbole der Wandlung I. c. p. 335 ff.

¹⁰ Metamorphosen IV, 18 ff.

weihten zum Erlöser bestimmt, ein Gottkind, das auch durch die Kornähre symbolisch bezeichnet wurde. In der modernen Psychologie des Unbewußten ist jedoch dieses Wort auch zur Bezeichnung einer bestimmten Neurosenform bei jungen Männern verwendet worden, eine seelische Erkrankung, welche meistens durch eine allzu starke Gebundenheit an die Mutter ausgelöst zu sein scheint. Wenn der junge Mann nämlich zu sehr an seiner Mutter hängt, bleibt er auch in anderer Hinsicht länger, als es natürlich wäre, in einer adoleszentenhaften Lebenseinstellung stecken und kann den Schritt zum erwachsenen, reifen Mann-Sein nicht vollziehen. Was im Adoleszentenalter normal war, wird dann zum neurotischen Symptom: in extremen Fällen ist dies Homosexualität oder Don Juanismus, wobei in beiden Fällen das eigentliche Gefühl bei der Mutter gebunden bleibt, so daß die Sexualität nur mit Männern gelebt werden kann (um die Mutter nicht zu konkurrieren, oder – als kalte reine Sexualbeziehung zur Frau, wobei gleichzeitig das romantische Gefühl einem ewigen Mutterbilde nachträumt, das von jeder realen Frau enttäuscht wird.¹¹

Aber auch andere Züge des Adoleszenzalters finden sich oft vor, wie ein überspitzter Pseudo-Individualismus, hinter dem sich eine kollektive Beeinflußbarkeit versteckt, religiöses und philosophisches Suchen und ein ewiges «noch-nicht-leben» oder provisorisches Leben: man ist der richtigen Frau noch nicht begegnet, hat den richtigen Beruf noch nicht gefunden, die eigene Genialität noch nicht verwirklicht. Ein leichterer oder ausgesprochenerer Heilandswahn spielt meistens mit hinein, sei es, daß man nur romantisch träumt, die Welt zu verbessern, oder daß man sogar krankhafte Messiasideen hegt. Die nackte Wirklichkeit ist hingegen immer unbefriedigend – überall ist ein Haar in der Suppe. Diese Wirklichkeitsflucht führt häufig zur Berufswahl des Fliegers oder zu waghalsigem Bergsteigertum,

¹¹ Vgl. hiezu ausführlicher C. G. Jung: Von den Wurzeln des Bewußtseins, Zürich 1954, p. 101 f.

worin sich der romantische Wunsch birgt, den düsteren Erdeniederungen zu entrinnen, um frei in reiner Höhenluft sich selber zu erleben. Antoine de St. Exupéry hat diesen Aspekt des Fliegererlebnisses besonders schön gestaltet.

Fast alle «pueri aeterni» scheuen harte verantwortliche Arbeit (außer kurzen Leistungen, die man von Begeisterung getragen tun kann) und verurteilen jeden bürgerlichen «Konformismus». Politische Revolten werden weniger um ihrer Ziele als um ihrer rauschhaften Seite willen geliebt, die Natur in ihrem geheimnisvollen göttlichen Geiste wird tief erfaßt. Im Falle einer künstlerischen Begabung besteht hier eine Gestaltungs- und Entwicklungsmöglichkeit, während Andere ohne solche Begabung manchmal in unfruchtbare Adoleszenzenromantik stecken bleiben.

Mit der Frau als Mensch weiß der «puer aeternus» selten etwas anzufangen. Sie dient ihm als Sexualpartner oder als Muttersatz (wobei sie ihm meistens ihr Geld leihen darf.) In Ehen geht es kaum je gut, weil der «Puer» alle Gefühlsverpflichtungen als Käfig empfindet, er will um jeden Preis frei sein und merkt dabei nicht, daß er ja doch ein Sklave ist, *nämlich ein Gefangener seiner eigenen unbewußten Mutterbindung*. Oft entwickelt dann der «Puer» eine zweite Schattenpersönlichkeit, einen zynischen Realisten, der ein Gegengewicht gegen den Romantiker bilden soll. Die realistische Seite wird aber nicht bewußt gelebt, sondern bricht nur von Zeit zu Zeit durch. Dieser «Schatten» des Romantikers kann sogar ein krimineller Realist sein, wie viele jugendliche Verbrechertragödien zeigen: man schwärmt in höchsten Höhen und muß dann plötzlich aus Not des Vaters Brieftasche stehlen oder einen Bankraub inszenieren.

Gegen die Lebensmitte zu, d. h. nach dem Alter von 30–35 Jahren, wird meistens diese stehengebliebene, neurotische Entwicklung ein immer brennenderes Problem; sie führt dann entweder doch noch über eine schwere seelische Krise zu später Reife, – oder endet der «puer aeternus» durch einen vorzeitigen Tod wie Flugzeugabsturz, Bergtod oder unbewußten sonstigen Unfallselbstmord.

Otto von Lobe's Tragödie stellt einen solchen Fall von unbewußtem Selbstmord dar. Es erfüllt sich an ihm das Schicksal aller Lieblinge der Muttergöttin: Attis, Adonis, Tammuz, er verschwindet ins Totenreich. Heinrich Wunderlich hingegen erliegt dem erwähnten realistischen Schatten des «Puer-aeternus»-bildes: er wird zum «abgestürzten Ikarus», indem er plötzlich seine Ideale aufgibt und in bürgerlichem Zynismus und in Skepsis verdarrt. Beide gehen gewissermaßen am Archetypus des Puer aeternus zugrunde, der eine physisch, der andere seelisch.

Melchior hingegen entgeht dieser doppelten Gefahr; er verkriecht sich nach der Katastrophe zunächst in sich selber. Sein Name ist wohl vom Dichter, bewußt oder unbewußt, nicht zufällig gewählt worden, denn es ist der Name eines jener drei Magier oder Könige, welche dem «Kindgott» Jesus als Erste huldigten. Melchiors Name zeigt somit eine geheime Berufung an: denn auch an diesen Melchior wird bald der «neue Gott» seinen Ruf richten.

Während seines Rückzuges in eine tiefe Depression beginnt Melchior mit seinem Vater zu diskutieren, welcher sich ebenfalls für alchemistische, rosenkreuzerische und astrologische Schriften interessiert. Doch macht sich bald ein Gegensatz zwischen den Auffassungen des Vaters und denen des Sohnes bemerkbar. Der Vater glaubt nicht an eine aktuell chemische Wandlungsmöglichkeit des Menschen, aber daran war dem Sohne besonders gelegen. Der Vater wollte davon wenig wissen, «der Wandel der Gestalt habe nur den einen Sinn, jede individuelle Gestalt und Form in ihrem eigenen Feuer zu verbrennen und wesenlos zu machen, damit die Erde zu einem reinen Spiegel der Sternenwelt werde.»

Obgleich dieser Gegensatz von Vater und Sohn im Buche nur kurz erwähnt wird, ist er doch von größter Bedeutung, denn er wirkt indirekt weiter in der Feindschaft der zwei Hauptfiguren: des Herrn von Spät und des göttlichen Knaben Fo. Deshalb müssen wir schon hier näher auf dieses Problem eingehen:

Wie C. G. Jung in seinem unfangreichen Schrifttum gezeigt hat, ist nämlich die alchemistische Tradition von ungeheurer Bedeutung für die abendländische Geistesgeschichte.¹² Jung hat der Erforschung der Alchemie sein halbes Leben gewidmet und gezeigt, daß sie nur zum geringen Teil eine von Magie und Aberglauben noch entstellte Vorchemie sei – *sie ist vielmehr auch die Manifestation einer unbewußten religiösen seelischen Strömung*, welche viele höchste Geisterrepräsentanten fasziniert hat, nicht zuletzt auch Goethe. Kompensatorisch zur patriarchal-spirituellen Orientierung des offiziellen Christentums suchten die Alchemisten die Gottheit eher in der mütterlichen Natur und im Geheimnis des Stoffes zu finden, und dabei geschah es ihnen, daß sie unwillkürlich die faszinierenden Inhalte ihres eigenen seelischen Hintergrundes in das Unbekannte des Stoffes projizierten.¹³ So sehr dieser Vorgang den Fortschritt der exakten Chemie zunächst aufhielt, so wertvoll sind solche symbolische Projektionen für die moderne Psychologie des Unbewußten geworden; denn dank der Entdeckungen C. G. Jungs können wir nun in ihnen eine reiche lange Vorgeschichte der Tiefenpsychologie überblicken, die uns hilft, die modernen Träume und unbewußten Streubungen des heutigen Menschen besser zu verstehen.

Die Alchemisten der Vergangenheit allerdings konnten selber diesen Wert ihrer Phantasien nicht eigentlich einsehen, da ihnen der Begriff der unbewußten Psyche fehlte, den Jung erst heute geschaffen hat. Sie mußten daher entweder darauf insistieren, daß ihre symbolischen Phantasien wirklich die «reale» Materie beträfen oder sie nur als allegorische Geistspielerei auffassen, als eine Art verhüllter theologisch-philosophischer «Lehre» oder «Weisheit», wie dies z. B. die Rosenkreuzer taten und noch heute manche Freimaurer tun. Daß die stoffliche Realität einer «Welt-

¹² Vgl. besonders: Psychologie und Alchemie, Zürich 1944 und: Mysterium Coniunctionis, 3 Vols. 1955-1957.

¹³ Vgl. C. G. Jung: Psychologie und Alchemie I. c. p. 41 f.

seele» oder eines Lebenselixiers, welche den Menschen unsterblich macht, nicht materiell existiert, mußte ja schließlich jeder zugeben – aber was dann? War dann alles Symbolische nur Illusion gewesen? Das konnte nicht sein, und so bestanden die Anderen darauf, daß es «Gleichnisse» für eine geheime «Wahrheit» gewesen seien. Damit wurde aber die alchemistische Symbolwelt zu einer bewußt formulierbaren Morallehre oder Philosophie «verdünnt» – sie war kein zu erforschendes objektives Geheimnis mehr. C. G. Jung hingegen wies nach, daß die Symbolwelt der Alchemie *der unbewußten Schicht der menschlichen Seele entstammt* – sie ist keine Weisheitslehre, sondern man muß sie eher so auffassen wie Träume oder Phantasien beim Einzelnen, d. h. als geheimnisvolle, noch zu erforschende Lebensregungen der objektiven Psyche. Damit sind diese alchemistischen Symbole wieder ein naturwissenschaftliches Forschungsgebiet geworden und haben eine eigene Wirklichkeit im psychischen Raum des Menschen. Da Melchior und seinem Vater eine solche Auffassung noch nicht zur Verfügung stand, konnten sie nur entweder auf der materiellen Realität ihres Elixiers insistieren, wie es der Sohn tat, oder als einer subjektiv-geistigen Idee damit spielen, wie der Vater. Die nicht erkannte *seelische* Wirklichkeit solcher symbolischen Inhalte überfiel dann später den Sohn in der Form eines Einbruches des «Reiches ohne Raum» und seines Gebieters, des Knaben Fo. Dieses «Reich ohne Raum» ist nämlich, wie sich zeigen wird, die geheimnisvolle Wirklichkeit der unbewußten Psyche, die zwar nicht in unserer Raum-Zeit enthalten ist, aber doch unmittelbare objektive Realität besitzt – *dort* ist die Wirklichkeit jener symbolischen Inhalte zu suchen, welche nicht in der Materie, wie es Melchior meint, und nicht in bewußten Überlegungen, wie sein Vater glaubt, ihren Ursprung haben.

Nachdem Vater und Sohn allmählich ihre Gespräche aufgegeben hatten, beginnt Melchiors Beziehung zu Henriette Karlsen. Ihr erzählt er sein frühestes mystisches Jugend-erlebnis von der abendlichen Erscheinung des schmalen

dunklen Knabengesichtes «mit Augen, ganz wie die meinen waren».

Die visionäre Erscheinung eines Doppelgänger-Knaben in der Kindheit vieler Menschen ist ein weltweit verbreitetes und somit archetypisches Mythologem. Manche primitive Völker nehmen sogar an, daß jeder Mensch in seiner Plazenta einen Zwillingsgeist besitze, der nicht vom Jenseits mit in diese Welt geboren wird. Die Plazenta wird deshalb feierlich bestattet, oder getrocknet in einem Amulett aufbewahrt, und der darin wohnende Zwillingsgeist wird zur Buschseele oder zum Schutzgeist des Lebenden. Im Tode werden dann die beiden wieder vereint. In Malaya geht sogar die Sage, daß gleichsam jeder lebende Mensch «halb» sei; sein jenseitiger Doppelgänger wartet auf ihn, und der Tod bedeutet darum eine Ganzwerdung, weil man dann mit jener im Jenseits verbliebenen Hälfte wieder verschmilzt.¹⁴ Differenzierter und doch im tiefsten verwandt ist auch der Glaube der alten Perser, wonach der Sterbende im Jenseits einen Jüngling oder ein Mädchen antrifft, welche seine Seele oder sein «Selbst» verkörpern, mit dem er sich vereint. Dieses Selbst wird von den Persern auch als Doppelgänger bezeichnet.

Dieser verbreitete Mythos veranschaulicht wohl die psychische Tatsache, daß die Bewußtseinsentwicklung im Menschen sogar schon in frühester Kindheit eine größere umfassendere Ganzheit des Wesens aufbricht, – es entsteht die normale Spaltung zwischen dem bewußten Ichkern einerseits und andererseits allen jenen anderen psychischen Inhalten, die man auch noch ist; d. h. jener Schattenbereiche des Unbewußten, in welchem Dunkles und Höchstes, Alles, was über das Ich hinausreicht, lebt. – Nicht wenige Einzelkinder haben in Wirklichkeit auch heute noch solche Doppelgänger-Phantasien und Erlebnisse. Der «Andere»

¹⁴ Vgl. Hedwig von Beit: Gegensatz und Erneuerung im Märchen, Bern, 1956, p. 382 ff. und dieselbe: Symbolik des Märchens, Bern, 1952, p. 369.

verkörpert dabei oft den Schatten des Kindes, das heißt, seine durch die Erziehung verdrängten inferioren Wesensanteile, enthält aber auch oft das Selbst im Sinne Jungs, d. h. die bewußtseinstranszendenten innere Ganzheit oder Entelechie der späteren Persönlichkeit. Bei Kindern, die mit anderen aufwachsen, werden hingegen solche Aspekte des Unbewußten meistens auf die Kameraden und den bewunderten «älteren Bruder»-Typus projiziert. Hermann Hesse hat in seinem Roman «Demian» eine solche Projektion des «Selbst» des Helden auf einen älteren Mitschüler, Demian, eindrücklich beschrieben und auch geschildert, wie dieses Vorbild allmählich in die Hauptfigur selber eingeht, d. h. wie die Projektion in ihn zurückkehrt und als ein Teil seiner selbst erkannt wird. Wie «Demian» das Schicksal des jungen Romanhelden bestimmt, so baut sich auch in der Vision des unbekannten Knaben für Melchior jener innere «Andere» auf, der sein Schicksal bestimmen wird.

Die Beziehung zu Henriette Karlsen ist ein typisches erstes Liebeserlebnis, in welchem sich in einer jüngeren Figur das Bild der Mutter wiederverkörpert, denn die zarte, todgeweihte Henriette ähnelt in Vielem der blassen, kränklichen Mutter Melchiors. C. G. Jung hat gezeigt, daß das innere Idealbild der Frau, das jeder Mann in sich trägt und das Jung als die Anima bezeichnet, jeweils ein Derivat seines Mutterbildes ist.¹⁵ Weil Melchiors Mutter schwach war und darum offenbar keinen starken, warmen, prägenden Einfluß auf ihn ausübte, ist auch seine Anima und damit sein eigenes inneres Gefühl zum anderen Geschlecht zunächst von ähnlicher Art – unbestimmt, romantisch, jenseitig orientiert und unvital zart.

Einen klassischen Fall einer solchen zarten jenseitiggebliebenen Anima stellt der Schweizer Dichter Gottfried Keller dar, der selber infolge seiner zarten Gefühlsanlage nie heiratete und der die Tragik einer solchen Animakon-

¹⁵ Vgl. C. G. Jung: Aion, Zürich 1951, p. 27 ff.

stellations so unvergleichlich schön in seinem Gedicht «Winternacht» geschildert hat.¹⁶

Die Schwäche und das vorwiegend den Charakter der Mutter wiederholende Wesen der Anima ist aber auch ein kollektives Problem, das besonders im nordischen Protestantismus konstellierte ist. Südlich des römischen Limes, soweit der Einfluß der keltischen und der vorchristlichen römischen Kultur einst reichte, ist die weibliche Seite des Mannes besser entwickelt, und die wirkliche Frau kann dort dann auch mehr persönlichen Eros und Eigenpersönlichkeit entfalten; sie wird nicht nur sentimental als «Mütterchen» verehrt oder als «Mutter von Heldensohnern» angefordert.¹⁷ Da Bruno Goetz selber eine reich differenzierte Animasymbolik in anderen seiner Werke gestaltet hat, ist sein Eros offensichtlich nicht auf solch primitiver Stufe steckengeblieben. Seine glückliche Heirat einerseits und seine Liebe zur mediterranen und antiken Kunst andererseits, haben wohl zu einer solchen späteren Differenzierung geführt. – In diesem frühen Roman hingegen ist noch eine typisch

¹⁶ Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.
Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror.
An den Ästen klomm die Nix herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.
Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit, Glied um Glied.
Mit ersticktem Jammer tastet sie
An der harten Decke her und hin.
Ich vergeß das dunkle Antlitz nie,
Immer immer liegt es mir im Sinn.

¹⁷ Vgl. u. a. C. G. Jung. Seminarien F. Nietzsche's Zarathustra. Part. 8, Zürich 1937.

jugendliche und undifferenzierte Beziehung zum Weiblichen erkennbar, sei es, daß der Dichter selber damals so fühlte, oder daß er hier mehr die nordeuropäische Kollektivsituation und nicht seine eigene Problematik darstellte.

Nach dem Bruch mit Henriette wird Melchior zur Vollendung von Schule und Studium in eine andere Stadt versetzt, und er taucht erst später als erfolgreicher Doktor der Chemie wieder in Schimmelberg auf, von dem dortigen Professor Cux als Assistent berufen. Nach seiner Heimkehr wirkt er enttäuschend normal – seine kühlen grauen Augen lassen ihn allerdings etwas unnahbar erscheinen. Doch beginnen er und seine Frau ein geselliges Leben zu führen, das die Schimmelberger bald aufs tiefste skandalisiert, da sich mehr und mehr Gerüchte über die revolutionären, agnostischen Anschauungen Melchiors und die ausgelassenen Orgien in seinem Hause verbreiten, von denen sich Melchior allerdings bald distanziert.

Dieses Kapitelende schildert treffend, wie sich offenbar bei Melchior jede alte Bewußtseinstradition mit ihren weltanschaulichen Anhaltspunkten und schließlich sogar sein Glaube an die wissenschaftliche Ratio mehr und mehr auflösen und wie sich dadurch als Erstes die Unterwelt der Triebe (im Sinne Freuds) entfesselt – einer Triebwelt, hinter der sich aber dann die eigentlichen geheimnisvollen Inhalte des «Reiches ohne Raum», d. h. die geistigen-religiösen Inhalte des Unbewußten konstellieren. Es ist faszinierend zu bedenken, daß Bruno Goetz sein Buch 1918 begann, ungefähr in der Zeit, als Sigmund Freud seine Auffassung des Unbewußten als einer Welt verdrängter Sexualtriebe fertig ausgebaut hatte, und als gerade sein Schüler C. G. Jung weiterforschend zur Erkenntnis gelangte, daß Freuds Auffassung nur teilweise für eine relativ oberflächliche persönliche Schicht des seelisch-Unbewußten Gültigkeit hat, daß aber dahinter eine Schicht liegt, welche er als das kollektive Unbewußte bezeichnete, und welches mehr allgemeinmenschliche normale Verhaltens- und Vorstellungsweisen enthält. Letztere erscheinen in den religiösen und mythi-

schen Urbildern, die er als Archetypen bezeichnete, und denen Bruno Goetz als noch «lebende Götter» in seinen Werken so unvergleichlich eindrucksvoll Gestalt verliehen hat.

In einer dem Psychologen bekannten Art wird Melchior zunächst nur kurz in die entfesselte Unterwelt der Triebe hineingerissen, um dann im nächsten Kapitel mit den geheimnisvollen tieferen Bereichen des seelischen Jenseits in Verbindung zu treten.

ZWEITES KAPITEL

DIE BEGEGNUNG

Melchior saß verdrießlich auf einer Bank und schaute in den immer dichter fallenden Regen. Er konnte sich nicht entschließen, nach Hause zu gehen. Seine Frau würde absichtlich vergessen haben, in seinem Arbeitszimmer heizen zu lassen, um ihn zu zwingen, der allwöchentlichen Teegesellschaft beizuwohnen. So fror er lieber im Freien und ließ sich vom Regen durchnässen.

Schritte im Kies schreckten ihn aus seiner Apathie auf. Er fuhr zusammen und starrte entgeistert vor sich hin: ein Knabe mit Wetterkragen und Lederkappe schlenderte die entlaubte Allee des Stadtparks entlang; als er näher kam, gewahrte Melchior ein schmales, braunes Gesicht, aus dem, verwegen und schüchtern zugleich, graue, ein wenig starre Augen unverwandt geradeaus schauten.

Im Vorbeigehn wandte er sich nach Melchior um, blickte ihn scharf an und lächelte ihm zu. Er hielt sich vorsichtig am Wegesrand, so daß die Gebüsche, die den beiden kahlen Baumreihen entlang liefen, es verhinderten, daß er von weitem gesehen werden konnte.

Melchior stieß einen leisen Schrei aus und begann zu zittern. Da tauchte am anderen Ende der Allee ein hochgewachsener Mann auf, blieb stehen und sah sich unruhig nach allen Seiten um; dann machte er ein paar große, eilige Schritte, stockte von neuem und hielt wieder Ausschau.

Ehe ihn dieser Mann noch bemerkt haben konnte, lief der Knabe im Schutze der Gebüsche hastig zu Mel-

chior zurück, setzte sich dicht neben ihn auf die Bank und flüsterte ihm flehend zu:

«Faß meine linke Hand! Und zieh dir nachher schnell einen Handschuh an! Wundre dich über nichts und sage niemand etwas von mir! Rasch, rasch . . .»

Die Stimme des Knaben klang so dringlich, seine Augen hatten einen so fieberhaften Glanz, seine schön geschwungenen Lippen zuckten so angstvoll, daß Melchior unwillkürlich die ihm dargebotene Hand ergriff.

Im selben Augenblick war der Knabe verschwunden, als ob er sich in Luft aufgelöst hätte. An Melchiors Zeigefinger aber stak plötzlich ein breiter Silberring.

Ehe er sich noch Rechenschaft über das Geschehene zu geben vermochte, holte er, unter dem Eindruck der ängstlichen Bitte des Verschwundenen, mechanisch seine Handschuhe aus der Manteltasche und zog sie an. Erst dann kam ihm das Unerhörte des Vorfalls zum Bewußtsein und erfüllte ihn mit beklemmender Freude, ohne daß ihm klar war, worüber er sich eigentlich freute.

Er staunte selbst darüber, daß er nicht jeden Halt, jedes Gefühl der Selbstsicherheit verlor. Er wußte nur: etwas längst Erhofftes war endlich eingetreten. Aller Verdruß war von ihm gewichen. Seine Gestalt straffte sich. Gespannt und fast feindlich schaute er dem Mann entgegen, vor dem der Knabe geflohen war.

Als der Fremde Melchior erblickte, blieb er stehen, schien unschlüssig etwas zu überlegen und machte dann einige zögernde Schritte auf ihn zu. Er sah hoch und schlank aus. Sein bartloses Gesicht, scharfgeschnitten und welk, endete in einem spitzen, energischen Kinn. Der Mund war dünn und breit, die Nase schmal und gebogen, die Wangen eingefallen und die Augen wie aus hellen durchsichtigen Steinen. Als er den Hut lüf-

tete, erblickte Melchior eine mächtige Stirn von strahlendem Weiß und blonde, wellige Haare.

«Verzeihen Sie», sagte der Fremde, «haben Sie hier vielleicht einen Knaben vorbeigehn sehn?»

«Ich habe auf niemanden geachtet», erwiderte Melchior abweisend.

«So, so ...» sagte der Fremde, «Sie gestatten doch?» und er setzte sich neben Melchior auf die Bank, «ich bin ein wenig müde, laufe schon den ganzen Tag umher, suche meinen Zögling. Er ist mir heute früh im Marktgewühl abhanden gekommen.»

«Wie sieht er aus?» fragte Melchior und mußte wider Willen lächeln.

Der Fremde stutzte mißtrauisch und sagte dann rasch:

«Sie haben ihn also doch gesehen? Hat er mit Ihnen gesprochen? Hat er ...»

«Ich habe niemanden gesehn», unterbrach ihn Melchior, «ich sagte es ihnen schon.»

«Ich glaubte aus Ihrer Frage herauszuhören, daß Sie sich erinnerten», sagte der Fremde, «man sitzt manchmal da, achtet auf nichts und gewahrt doch so allerlei ... Sie haben ihn also nicht gesehn ... Schade ... Verzeihn Sie meine Hartnäckigkeit, ich bin aber sehr besorgt ...»

Melchior musterte den neben ihm Sitzenden schärfer. Das äußerlich unbewegliche Gesicht des Fremden wechselte seinen Ausdruck von Sekunde zu Sekunde. Bald sah es schlaff und hinfällig aus und die Augen schauten blind drein. Bald lag ein kaum merkliches kindliches Lächeln auf seinen Lippen. Bald waren seine Züge von strengem, drohendem Ernst erfüllt und die Augen funkelten kalt und durchdringend.

Der Fremde erhob sich.

«Entschuldigen Sie noch einmal», sagte er, «ich habe eine Bitte an Sie. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, aber ich habe das Gefühl, als ob Sie, gerade Sie, dem Knaben begegnen müßten. Ich weiß, er wird mit Ihnen sprechen. Hören Sie nicht auf das, was er Ihnen sagt. Es ist nicht wahr. Fassen Sie nicht seine Hand, wenn er sie Ihnen bietet, das könnte für Sie zum Unheil ausschlagen. Ich warne Sie. Und wenn Sie ihn sehen, so haben Sie, bitte, die große Güte und benachrichtigen Sie mich. Schlagen Sie es mir nicht ab!»

Melchior antwortete nicht.

«Mein Name ist Ulrich von Spät», fuhr der Fremde fort, «ich wohne im Grand-Hotel, bin auf der Durchreise. Sie müssen mich für einen Irrsinnigen halten. Zum mindesten erscheine ich Ihnen sehr sonderbar. Ich kann Ihnen für mein Verhalten keine Erklärungen geben. Und doch bitte ich Sie, mir zu vertrauen. Ja, fast möchte ich Ihr Vertrauen fordern, obgleich ich Sie nicht kenne. Es ist etwas in Ihnen, das mir die Berechtigung zu verleihen scheint, so mit Ihnen zu sprechen. Sehen Sie keinen Fremden, sehen Sie einen Menschen, einen Freund in mir, wie wir es immer tun sollten, wenn wir unter tausend Gleichgültigen einen Menschen zu erkennen glauben . . . Übrigens, ich vergaß, Sie wissen ja noch gar nicht, wie der Junge aussieht: ein sehr schmales, braungebranntes Gesicht, graue, unbewegliche Augen, lange, schwarze Haare, trägt Wetterkragen und Lederkappe . . . Sie werden ihn sicher erkennen, er muß jedem auffallen . . .»

Melchior senkte nachdenklich den Kopf, sprach aber kein Wort, Herr von Spät wartete noch einige Augenblicke, seufzte auf und sah Melchior voll an. Seine Augen schienen dunkler und strahlender. Er streckte Melchior die Hand hin und sagte:

«Also – hoffentlich – auf Wiedersehn!»

Melchior durchfuhr es heiß. Er empfand in diesem Augenblick jäh eine tiefe innere Verwandtschaft mit dem Fremden, vergaß alles, vergaß den Ring, streifte den Handschuh ab und schüttelte Herrn von Spät herzlich die Hand.

Dieser erblickte den Ring. In seinen Augen blitzte es flüchtig auf, er verbarg aber seine Erregung und schritt ruhig von dannen.

Melchior schaute ihm lange nach. Plötzlich erschrak er: er gewahrte den Ring an seinem Finger, erinnerte sich des Knaben und kam sich wie ein Verräter vor. Erst als ihm einfiel, daß der Fremde den Ring nicht gesehen oder nicht beachtet hatte, beruhigte er sich ein wenig, ohne sich jedoch seine Unachtsamkeit verzeihen zu können.

«Was bedeutet das?» dachte er, «ich verliere die Herrschaft über mich selbst. Mir geschehen Dinge wie in Träumen. Wer war der Fremde? Was vermochte er über mich, daß ich ihn plötzlich liebte, daß ich vergessen konnte, wer er ist? Er ist mein Feind!»

KOMMENTAR

Das zweite Kapitel: «Die Begegnung»

Das nächste Kapitel heißt «Die Begegnung» – in ihm trifft der verstimmte, einsame Melchior zum ersten Mal wieder den «Knaben» an; diesmal ist letzterer auf der Flucht vor seinem Erzieher und Feind, dem Herrn Ulrich von Spät. Durch den Ring, welchen der fliehende Knabe Melchior anvertraut, wird er wie durch einen Zauber in die Jenseitswelt desselben verstrickt und in den Konflikt zwischen ihm und von Spät verwickelt. Die Wirkung des Ringes ent-

hüllt sich im dritten Kapitel, welches den Namen des Knaben «Fo» = *Buddha*, trägt. Wie in E. T. A. Hoffmanns «Der Goldene Topf» der Student Anselmus, nach seinem Schlaf im Wacholderbusch, in die Zauberwelt des Archivars Lindhorst und seiner Tochter Serpentina gerät und Traum und Wirklichkeit seltsam zu verschwimmen beginnen, so gerät hier auch Melchior in die Wirkung des Rings.¹⁸ In der alten Fruchtverkäuferin am Bahnhof erkennt er eine alte Bekannte, der er schon unendlich oft begegnet war. Sie erinnert an die Apfelfrau im «Goldenen Topf» Hoffmanns, und ist hier eine menschliche Vertreterin der «großen Mutter» der Urtiefe, eine Mater natura. Hier wie bei Hoffmann verkauft sie Aepfel – die Früchte, mit denen Eva Adam verführte. Vielleicht kommt sie von der Apfelaue, Avalon, oder aus Iduns Apfelpärchen oder ist sie Frau Holle, die ja auch reife Äpfel in ihrem unterweltlichen Reich besitzt? Die Zauberin und große Mutter tarnt sich hier zwar anscheinend als einfache alte Frau, aber durch den Ring kann Melchior ihren archetypischen Hintergrund, die All-Eine hinter den vielen irdischen Müttern erkennen – er erlebt alles verwirrend zugleich auf der bewußt persönlichen Ebene *und* aus dem archetypischen Seelengrund heraus. Die sichtbare Welt wird durchsichtig und enthüllt teilweise ihren ewigen Aspekt. Doch diese Verdoppelung der Weltsicht stiftet zunächst nur heillose Verwirrung, und darum sagt Fo später zu Melchior, als er ihm den Ring wieder wegnimmt: «Du wirst nichts enträtselfn, wirst Freunde für Feinde nehmen und Feinde für Freunde. Denn du vermagst nicht die Zeichen zu deuten, die sich offenbaren.»

Offenbar sollte Melchior den Ring nur kurz besitzen, um ihn zeitweise vor von Spät zu retten und von dem Reich ohne Raum soviel Ahnung zu erhalten, daß die Sehnsucht in ihm erwachen möge, dem Knaben Fo in *sein* Reich zu folgen.

¹⁸ Vgl. den psychologischen Kommentar zu Hoffmanns Goldenem Topf von A. Jaffé in: C. G. Jung: Gestaltungen des Unbewußten, Zürich 1950, p. 239 ff.

Wenn das kollektive Unbewußte in die Bewußtseinswelt eines Menschen einbricht, dann werden die zeitlich banalen Dinge sinn- und bedeutungsvoll, weil ihr ewiger archetypischer Hintergrund transparent wird. Die alte Fruchtverkäuferin wird zur Mutter Erde; und – wie sich später zeigen wird – gehören zu ihr auch Fo und seine Knabenschar, deren geheime Verbündete sie ist.

So erfahren wir zu Beginn schon etwas mehr von dem geheimnisvollen Knaben Fo, er ist ein «Sohn der Urmutter» – eine Göttergestalt, wie sie in der Antike Adonis, Attis oder auch Dionysos gewesen sind.¹⁹ Der Dichter gibt ihm einen seltsamen Namen Fo d. i. Buddha, er läßt ihn aber sagen, dies sei nur sein Rufname, während sein eigentliches Wesen Geheimnis bleibt. Dem Psychologen leuchtet dies unmittelbar ein: Fo verkörpert gleichsam etwas Ewiges, d. h. einen seelischen Archetypus, der immer wieder zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kulturen in anderer Gestalt und anderem Namen bildhafte Gestalt gewann und verehrt wurde. Sein Name und seine Erscheinungsformen sind vergänglich und an die jeweiligen Kulturanschauungen gebunden, seine seelische Essenz aber bleibt ein ewiges Geheimnis, nämlich das Geheimnis des Selbst, um einen Ausdruck C. G. Jungs zu gebrauchen.

Warum aber wird vom Unbewußten das «Selbst», die umfassendere Ganzheit des Menschen, oft bildhaft als Kind oder Knabe veranschaulicht? Warum nicht als Greis, als alter Weiser oder in abstrakter Form? Das Symbol des Kindes oder Jünglings wird – wie Jung dargelegt hat²⁰ – vom Unbewußten als Ausdrucksform gewählt, dann wenn die Ganzheit zunächst als unbewußter Aspekt der Kollektivseele auftritt, als etwas Gewesenes, längst Vergangenes aus der eigenen, wie der Menschheitsgeschichte stammend. Aber dieser Vergangenheitsaspekt ist eigentlich einseitig,

¹⁹ Vgl. C. G. Jung: Symbole der Wandlung I. c. p. 598 f.

²⁰ Einführung in das Wesen der Mythologie I. c. p. 120 u. 133 ff.

denn das Kind oder der Jüngling stellen auch oft in Träumen und Phantasien des Menschen nicht einen infantilen Überrest seines Wesens dar, sondern eher eine Zukunftsmöglichkeit, etwas noch jung Gebliebenes voller schöpferischer Möglichkeiten. Unser Bewußtsein ist ja leider so angelegt, daß es sich gleichzeitig nur auf einzelne Inhalte konzentrieren kann, weshalb es zu Einseitigkeiten und instinkt widrigen Extravaganzen und zur Wurzellosigkeit verführbar ist, besonders dann, wenn ein starker Wille ausgebildet wurde, der die Bewußtseinzwecke dynamisch durchsetzen kann. In solchen Situationen tritt dann oft in Erzeugnissen des Unbewußten das Kindmotiv auf, weil dieses eine Rückverbindung zur Vergangenheit und damit auch eine heilende Rückkehr zum Ursprünglichen bedeutet. Zugleich aber enthält das Kindmotiv die Vorwegnahme künftiger Entwicklungen. Wie Eltern von ihren Kindern oft erwarten, daß sie «es besser machen werden», als sie es konnten, so bedeutet auch das innere Traumbild «Kind» eine Zukunftsverheißung und zeigt oft eine kommende Wandlung der Persönlichkeit an, besonders wenn eine neue bessere Synthese des Bewußtseins mit dem Unbewußten angestrebt wird. In diesem Falle hat das Kindmotiv heilende oder Heilsbedeutung.

Für einen schöpferischen und den künstlerischen Menschen ist eine Beziehung zu den Urgründen der Seele, zum Reich ohne Raum und zu der Spontaneität des inneren Genius natürlich von besonderer, ja sogar entscheidender Wichtigkeit. Auch Bruno Goetz hat dies zutiefst erlebt.

Wer aber ist dann *Ulrich von Spät*? Es wäre leicht, ihn als eben diesen kollektiven Rationalismus zu sehen, doch erweist sich bei näherer Betrachtung die Gestalt komplexer und bedeutungsreicher, als daß man sie einfach nur als Personifikation der Ratio oder des Intellektes deuten könnte.

Auf dem Heimwege fühlte Melchior eine gleitende Leichtigkeit in sich. Straßen, Mauern, Häuser umschlossen ihn hoch und fremd. Sie schienen wie aus Luft geballt. Ihm war, als schritte er durch sie hindurch. Sie teilten sich vor ihm wie Vorhänge und schlossen sich hinter ihm wie ziehende Nebelwolken. Ecken, um die er Tag für Tag geschritten, stiegen wie geheimnisvolle Bauten aus einer fernen, bunten Heimat vor ihm auf. Alles war verwandelt. Es war nicht mehr dieselbe Stadt, durch die er schritt, sie löste sich in wechselnde Gesichte auf.

Auch die Menschen sahen verwandelt aus. Er fing zuweilen flüchtige Blicke auf und glaubte dann, seine eigenen Augen wie in einem Spiegel geschaut zu haben. Irgendein Lächeln, eine Handbewegung, schienen ihm ein Winken, ein Grüßen, ein Zeichen geheimen Einverständnisses zu sein.

Auf dem Bahnhofsplatz saß unter einem riesigen Schirm eine alte Hökerfrau und bot Äpfel feil. Er ging auf sie zu, kaufte ein paar Äpfel, steckte sie in die Tasche und streichelte der Frau zu ihrem Erstaunen die runzlichen Wangen.

«Ja, ja», sagte er strahlend, «wir kennen uns, wir sind immer alte Freunde gewesen. Sehen Sie hier den Ring an meiner Hand? Den haben Sie noch nie gesehen, nicht wahr? Niemand soll ihn sehen, außer Ihnen. Der bedeutet, daß ich jetzt fortgehe, sehr weit fort. Sie wissen doch auch, wie das ist, wenn man sehr weit fort will, und auf einmal ist die Zeit gekommen und man geht.»

Die Frau schien nichts zu begreifen und sah ihn angstvoll an.

«Ich weiß», fuhr er fort, «daß ich Ihnen all das gar nicht zu sagen brauche. Wir kennen uns ja so gut, wir kennen uns schon lange, schon seit meiner Kinderzeit . . .»

Die Hökerin war immer ängstlicher geworden. Sie schaute sich nach allen Seiten um. Endlich raffte sie sich zusammen und unterbrach Melchior:

«Schämen Sie sich nicht, mit einer alten Frau dumme Spässe zu machen?»

«Sie kennen mich nicht?» erwiderte Melchior, «warum wollen Sie mich auf einmal nicht kennen? Sie sind immer an einer Ecke gesessen, wenn ich unterwegs war. Ich sah Sie immer, wenn ich von irgendwo fortfuhr oder irgendwo ankam. Wissen Sie nicht mehr, wie Sie in Genua auf dem Bahnhofplatz saßen, einen bunten Papageien auf der Schulter, und ich Ihnen bei meiner Ankunft Apfelsinen abkaufte? Und in Wien? In Petersburg? In Stockholm? In hundert anderen Städten? Immer waren Sie zur Stelle und begrüßten mich mit Ihren Früchten, wenn ich eintraf, schauten mir nach, wenn ich abreiste.»

«Das muß ein Irrtum sein, lieber Herr», sagte die Hökerin mißtrauisch, «ich bin niemals von hier fortgekommen.»

Melchior sah ihr gerade in die Augen, schüttelte den Kopf und sagte schließlich mit gedämpfter Stimme:

«Ich verstehe, Sie sind vorsichtig. Sie wollen nicht belauscht sein. Der Fremde ist hier, unser Feind. Es war unvorsichtig von mir, Sie anzureden. Wir können schon beobachtet worden sein. Ich freute mich nur so sehr, Sie zu sehen. Jetzt weiß ich, daß ich fortgehe.»

In diesem Augenblick sah er einen Knaben am Stan-

de der Hökerin vorbeigehen, der ihn scharf anblickte, warnend den Finger auf den Mund legte und rasch um die Ecke bog. Melchior fühlte hastig nach seinem Ring. Er stak ihm immer noch am Finger. Es konnte ja auch nicht der Verschwundene gewesen sein. Dessen Gesicht war schmäler, gebräunter, kühner. Nur die grauen, unbeweglichen Augen glichen den seinen.

Melchior nickte der Hökerin ein Lebewohl zu und entfernte sich mit großen Schritten.

«Wer war der Warner?» dachte er, — «er trug die gleiche Kleidung wie der Verschwundene. In welchen Kreis bin ich eingetreten? Was umringt und fesselt mich? Das alles habe ich irgendwann einmal im Traum gesehen. Die vielen vertrauten Gesichter auf der Straße, dieses Winken, Nicken, Grüßen, die beiden Knaben, der Fremde . . . Aber ich kann mich nicht entsinnen . . . Und die Hökerin . . . Warum habe ich das alles gesagt? . . . Es ist ja Wahnsinn. Woher sollte sie mich kennen? An jedem Bahnhof sitzen alte Hökerfrauen . . . Und doch, — es war dasselbe Gesicht, dieselben Haare, dieselben Runzeln, dieselbe Stimme . . .»

Als er sich seiner Wohnung näherte, gewahrte Melchior in der tiefen Dämmerung eine Menge von Knabengestalten, die bei seinem Kommen auseinanderfuhren, sich hinter den Ecken des Hauses verbargen und neugierig hervorlugten.

«Es wird immer wirbleriger», dachte er, «nun sind es schon ganze Scharen.»

Die Fenster seiner Wohnung, die zu ebener Erde lag, waren hell erleuchtet. Man hörte Lachen, Durcheinanderreden, Musik. Von den herabgelassenen weißen Vorhängen hoben sich zuweilen huschende Schatten ab. Er glaubte, im dumpfen Stimmengewirr die klare, helle Stimme Herrn von Späts zu vernehmen. Dann fiel ihm

aber ein, daß er ihm ja gar nicht seinen Namen und seine Wohnung genannt habe, daß es also eine Täuschung seiner aufgeregten Sinne sein müßte.

Um nicht gesehen zu werden, betrat er die Wohnung durch die Hintertür und ging gleich in sein Arbeitszimmer. Dort war es dunkel und kalt. Er drehte an einem Griff an der Wand und eine blendende Helligkeit breitete sich aus. Dann legte er sich im feuchten Mantel auf den Diwan und schloß die Augen. Seine Hand fiel schlaff über den Diwanrand hinab, so daß der Ring, der ihm nur locker am Finger saß, zu Boden glitt. Er schrak zusammen und blickte auf --

Der verschwundene Knabe stand neben dem Diwan und schaute ihn lächelnd an.

«Du frierst», sagte der Knabe, «ich will Feuer machen!»

Und er kniete am Ofen nieder, schichtete das Holz und hauchte es an. Eine Flamme schlug empor. Das Holz knisterte.

Der Knabe warf Kragen und Kappe ab und stand in einem enganliegenden Gewande vor Melchior.

«Ich wußte, daß ich dich finden würde, Melchior», sagte er, «ich hatte an deinen Augen gesehen, daß du mir helfen würdest. Du gehörst zu uns, wenn du auch noch nichts von uns weißt. Ich danke dir. Wir alle danken dir.»

«Wer bist du? Wer seid ihr?» fragte Melchior, «ich begreife nichts von alledem, was geschehen ist. Wer ist der Fremde? Woher weißt du meinen Namen?»

«Ich weiß schon lange von dir. Man nennt mich Fo. Meinen wahren Namen kann ich dir nicht sagen. Niemand von uns darf den seinen aussprechen. Wir geben uns gleichgültige Rufnamen, damit wir einander nennen können. Wer wir sind? Das wirst du erfahren, wenn du

mit uns lebst. Du brauchst nur zu rufen: «Ich will fort!» Und wir kommen und holen dich. Aber hüte dich vor dem Fremden. Er ist unser schlimmster Feind. Er hat den Ring an deinem Finger gesehen und wird dir nachstellen. Er besitzt ein Geheimnis, das ihn mächtig macht. Ich war in seiner Gewalt und habe mich nur mit vieler List befreien können. Wie, – das erzähle ich dir, wenn du zu uns kommst. Noch lebst du unter den andern, noch kann ich dir nichts sagen. Und jetzt, – hab Dank und laß mich frei. Die unsrigen warten auf mich.»

Melchior hörte ein Rascheln am Fenster. Viele Gesichter preßten sich gegen die Scheiben und schauten aus dem Dunkel draußen in die helle Stube.

«Ich lasse dich nicht», rief Melchior aus, «bis du mir nicht alles gesagt hast. Weiß ich denn, ob du wiederkommst, wenn ich rufe? Wie kann ich euch folgen, wenn ihr mir nicht sagt, wer ihr seid? Wie soll ich dem Fremden widerstehen, wenn ich sein Geheimnis nicht kenne?»

«Wer wir sind, läßt sich nur leben, nicht sagen. Du wirst uns folgen, wenn dein Herz dich treibt. Wir sind immer zur Stelle, wenn wir gerufen werden. Das Geheimnis des Fremden kennen wir selber nicht, sonst könnte er uns nichts anhaben. Ich gab dir Antwort. Nun laß mich fort!»

«Du willst mir entrinnen!» sagte Melchior, «aber ich weiß dich zu bannen. Ich nehme deine Hand und verwandle dich in den Ring zurück!»

«Der Ring nützt dir nichts, Melchior», lachte der Knabe, «er löst dein Leben in Geheimnis und Wirrsal auf. Alles wandelt sich dir. Doch du kommst nicht vom Fleck. Die Stadt wird dir immer so sein, wie heute auf dem Heimwege. Du wirst nichts enträtseln, wirst

Freunde für Feinde nehmen und Feinde für Freunde. Denn du vermagst nicht die Zeichen zu deuten, die sich dir offenbaren. Komm mit uns, – und du wirst frei sein. Rufe uns, wenn dich nach uns verlangt. Bis dahin, – laß mich ziehen! Offne das Fenster!»

Melchior zögerte noch. Dann stand er schweigend auf, sah Fo lange an und öffnete ihm das Fenster. Mit einem Satze sprang der Knabe hinaus. Die Schar draußen umringte ihn. Sie faßten sich an den Händen. Eine Flamme schlug aus ihrer Mitte empor, zersprühte in Funken und alles war verschwunden.

VIERTES KAPITEL

DIE ENTFESSELTEN

E s klopfte. Melchior antwortete nicht. Die Tür wurde vorsichtig geöffnet. Seine Frau Sophie schaute herein. Klein und zerbrechlich, mit schwarzem, glattem, in der Mitte gescheitelter Haar stand sie im Türrahmen und blickte mit ihren blaugrünen Augen auf Melchior. Ihre vollen, etwas formlosen Lippen zuckten kaum merklich.

«Ich dachte mir, daß du schon hier bist», sagte sie, «warum bleibst du allein im kalten Zimmer? Komm zu uns herüber. Es ist heute sehr interessant.»

«Du weißt, ich habe mit diesen Leuten nichts zu tun», erwiderte er, «warum hast du bei mir nicht heizen lassen?»

«Verzeih, ich hab es vergessen», antwortete Sophie kühl.

«Du vergißt es immer, wenn du Gesellschaft hast.»

Sie richtete sich auf und sah ihn entschlossen an.

«Was willst du damit sagen?» fragte sie.

«Daß du mich auf jede Weise mit Menschen in Verbindung bringen willst, die mich aufhalten. Ich habe keine Zeit für sie.» Melchior erhob sich und schritt auf und ab.

«Dann hast du auch für mich keine Zeit», sagte Sophie, «denn mit diesen Menschen kann ich menschlich reden, und das langweilt dich.»

Melchior blieb stehen und entgegnete fest:

«Ja, es langweilt mich. Es ist immer das gleiche Bereden und Zerkauen von genugsam bekannten Dingen. Ihr schmeckt lüstern an allem herum und könnt deshalb immer wieder vom Gleichen kosten.»

Ein böser Ausdruck huschte über die Züge der Frau. Sie beherrschte sich aber und sagte ruhig:

«Nur in den mir vertrauten Dingen fühl ich mich heimisch und sicher. Aber du kannst es ja nicht leiden, wenn ich mich sicher fühle. Du möchtest mich unsicher sehen. Wie du jeden Menschen unsicher machst, mit dem du in Berührung kommst. Dir ist's nicht wohl, wenn jemand weiß, was er will. Du versuchst ihm immer den Boden unter den Füßen wegzu ziehen. Seit sie dich kennen, sind sie ganz dumm geworden. Kein ernsthaftes Gespräch kann man mehr führen. Immer wird es gleich wild und verrückt. Die vernünftigsten und klarsten Leute sprechen Albernheiten.»

«Du willst mich nicht verstehen», warf Melchior ein, «du bist ja sicher. Ich kann dir nur sagen, daß deine Sicherheit eine trügerische ist, wie die frühere Sicherheit deiner Leute eine Selbsttäuschung war. Das Geringste kann sie erschüttern und haltlos machen. Erst wer nicht aus noch ein wußte, erst wer kein Oben und Unten mehr kannte, erst wer von sich selbst nichts mehr wußte, darf von Sicherheit reden. Ich traue keiner Festigkeit, keiner Gestalt, keiner Dauer, keiner Sicherheit.»

Sophie machte eine ungeduldige Gebärde.

«Wir dürfen die Gäste nicht länger warten lassen», sagte sie, «komm doch mit. Es geht heute alles drunter und drüber. Es ist jemand da, der macht ihnen noch mehr Angst als du. Er führt so seltsame Reden, als ob er nur zu gebieten habe, und ein ganzes Heer von Geistern würde ihm gehorchen.»

Melchior lächelte.

«Von Geistern?» fragte er, «du bist also eher geneigt an Geister zu glauben, als an die Geisterhaftigkeit der ganzen Welt? ... Wer ist denn dieser Geisterbeschwörer?»

«Ein alter Bekannter von mir», antwortete Sophie verlegen, «aus meiner Vaterstadt. Wir haben als Kinder miteinander gespielt. Alle mußten ihm immer gehorchen und durften nicht so spielen, wie sie wollten. Er war schmal und schwächlich, aber niemand wagte es, sich gegen ihn aufzulehnen. Ich kam früh von zu Hause weg, habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Ganz unerwartet machte er mir heute, nach fünfzehn Jahren, einen Besuch. Da lud ich ihn ein, zum Tee zu bleiben.»

«Wie heißt er denn?»

«Ulrich von Spät.»

«Auf der Durchreise hier? Wohnt im Grand-Hotel?» fragte Melchior hastig.

«Woher weißt du das? Kennst du ihn?»

«Ich habe ihn vor wenigen Stunden zufällig kennen gelernt, habe ihm aber meinen Namen nicht genannt. Und doch! Er mußte ihn wissen. Er kann nur mein wegen gekommen sein. Er benutzte die Tatsache, daß er dich gekannt hat. Jetzt versteh ich.»

Melchior war immer aufgeregter geworden. Seine Augen glühten. Sophie sah ihn spöttisch an.

«Auf einmal bist du ja ganz lebendig geworden», sagte sie gedehnt, «du fabelst dir ein neues Abenteuer zurecht. Ich kann dir also auf Umwegen immerhin auch noch etwas bieten, indem ich verrückte Fremde ins Haus ziehe.»

«Komm!» unterbrach Melchior sie unwirsch und eilte auf den Korridor hinaus, dem Salon zu. Sophie folgte ihm zögernd.

Vor der Salontür hielt er inne. Er vernahm ein dröhndes Gelächter und gleich darauf die scharfe Stimme Herrn von Späts.

«Aber meine verehrlichen Herrschaften», hörte er Herrn von Spät sagen, «Sie lachen ja nur, weil Sie sich

über die von mir behaupteten Dinge hinwegtäuschen wollen. Ich kann vor Ihren Augen vollbringen, was ich Ihnen eben erzählt habe. Es ist kein Märchen, was Sie aus hundert Märchen und Geschichten kennen: Ich kann tatsächlich jeden einzelnen von Ihnen in das kleine Fläschchen einsperren, das ich hier in der Hand halte.»

Das Gejohle und Lachen der Gäste verstärkte sich. Am deutlichsten klang das schrille Meckern einer Frauenstimme und das fette, zischende Prusten eines tiefen Basses aus dem Lärm heraus.

Melchior öffnete die Tür und trat mit seiner Frau ein. Er wurde sofort umringt und lebhaft begrüßt. Verwundert blickte er um sich. Alle Gesichter waren erregt und glühten wie im Fieber. In den Augen der meisten lag ein schimmernder Glanz. Die Münder zuckten zügellos. Die Nasenflügel bebten.

«Hat das alles Herr von Spät vermocht?» dachte Melchior und schaute nach ihm hin. Herr von Spät stand ein wenig abseits an die Wand gelehnt und sah wie erstarrt aus.

«Hallo!» schrie der fette Kunstkritiker der «Abendzeitung», Heinrich Trümpelsteg, und schlug Melchior derb auf die Schulter, «hallo, old boy, wie geht's, verehrlichster Wolkenkuckucksheimer? Sieht man Sie auch einmal wieder, Sie Seifenblase unserer brünstigen Träume? Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Ihr famoser Freund da will uns ein paar Kunststücke vormachen.»

Aber Professor Cux, der sich inzwischen seine von Schweißtropfen verklebte goldene Brille geputzt und auf seiner vielhöckerigen Nase aufgebaut hatte, drängte ihn beiseite und schüttelte Melchior kräftig die Hand.

«Guten Tag, lieber, junger Freund, guten Tag», lispelte er, «darf ich Ihnen meine liebe Frau vorstellen?»

und er zog eine bubenhaft aussehende Frau mit kurzen blonden Haaren hinter seinem Rücken hervor, «sieht sie nicht prächtig aus?»

Die junge Frau errötete herausfordernd.

«Du brauchst nicht zu erröten, Franziska», fuhr Professor Cux fort, «hier ist es so Sitte, alles gleich herauszusagen, was man denkt. Sehn Sie nur, lieber Freund», wandte er sich an Melchior und hob dabei den Rock seiner Frau bis über die Knie in die Höhe, «sehen Sie nur diese Waden. Wenn ich an diese Waden denke, finde ich sofort die Lösung für meine, kompliziertesten chemischen Formeln. Und ihr wirklicher Anblick begeistert mich geradezu zu neuen Entdeckungen, – natürlich nur auf dem Gebiete der Chemie.»

Die Gesellschaft wieherte über diesen Witz. Am lautesten Frau Cux selber. Erst jetzt sah Melchior, daß sie lila geschminkte Lippen hatte und grün gepudert war. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Auch die andern ehr samen Bürgerfrauen waren geschminkt. Beim Anblick von Franziskas Waden hoben einige von ihnen gleichfalls ihre Röcke in die Höhe, zeigten ihre Waden und schrien durcheinander:

«Auch ich habe schöne Waden, auch ich habe schöne Waden! Nein, meine sind schöner! Nein, meine!»

«Aber, meine Damen», rief Heinrich Trümpelsteg dazwischen, «aber, meine Damen, so hören Sie doch nur! Die Waden allein tun's freilich nicht, sondern das, so mit und bei den Waden ist. Ich schlage vor, meine Damen, wir veranstalten einen Schönheitsabend. Lassen Sie die Hüllen fallen, lassen Sie uns Sie in ihrer ganzen Schönheit bewundern und mit Stimmenmehrheit entscheiden, wer die Schönste von Ihnen ist. Wir sind die wiedererstandenen Griechen! Wir wollen nichts, als Schönheit, Schönheit, Schönheit!»

Ein Hurragebrüll erhob sich. Ein überstürzendes Durcheinander von Beinen, Armen, Kleidungsstücken sauste durch die Luft. Und in wenigen Minuten standen alle Frauen nackt da.

Melchior schaute nach Sophie hin. Auch sie hatte sich entkleidet, wiegte sich in den Hüften und blickte ihn spöttisch an.

«Was geht hier vor sich?» dachte Melchior, «sieht so aus, was ich gesagt habe, wenn es durch die Köpfe dieser Menschen gegangen ist?»

Frau Cux tanzte durch den Saal, schlug sich mit den Fäusten auf ihre kleinen festen Brüste, warf sich bald diesem, bald jenem an den Hals und küßte ihn saugend. Das war das Zeichen zu einer allgemeinen Auflösung der Frauen. Kreischend schwirrten sie hin und her, stürzten zu Boden, schlügen, kratzten, bissen sich, rissen sich an den Haaren, küßten einander, lachten und keiften. Die Männer klatschten schäumenden Mundes Beifall.

Melchior wandte sich ab und näherte sich dem immer noch reglos dastehenden Herrn von Spät. Dieser kam ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

«Wir treffen uns also doch schon früher, als wir uns gedacht hatten», sagte er und schaute Melchior eine halbe Sekunde lang durchdringend an, «welch seltsamer Zufall, daß gerade Sie der Gatte meiner Jugendfreundin sein müssen?»

«Ich glaube nicht an Zufälle», antwortete Melchior und erwiderte seinen Blick, «so oder so führen wir selber die Zufälle herbei.»

Während er diese abgenutzte Redensart fast gedankenlos aussprach, ging ihm durch den Kopf, daß sie in diesem Augenblick einen ganz bestimmten, eindeutigen Sinn habe, der nur ihm und Herrn von Spät bewußt sei.

«Hoch die Philosophie, Melchior!» rief Trümpelsteg, der die letzten Worte gehört hatte, «hoch die Philosophie, besonders angesichts des vielen nackten Fleisches. Meine Damen, es ist vergebens; und wenn Sie sich noch mehr anstrengten, – hier wird philosophiert. Es lebe der Geist!»

Trümpelsteg hatte so laut gesprochen, daß alle verstummten und verwundert zuhörten.

«Zufall, Zufall!» fuhr er fort, «natürlich gibt's keinen Zufall für einen solchen Magus wie Sie. Die Zufälle machen Sie selber und Herr von Spät dirigiert ein Geisterorchester dazu. Ho, ho, ho, ho, ho!»

Er krümmte sich vor Lachen und ruderte mit den affenartig langen Armen, die mit seiner Fettleibigkeit und seinem niederen Wuchs in keinerlei Einklang zu bringen waren, in der Luft herum.

Die ganze Gesellschaft scharte sich um Melchior und Herrn von Spät. Hans Silferharnisk, der dürrer, liberale Prediger zu St. Marien, mit den glotzenden, milden Fischaugen, rief mit dünner, schneidender Stimme in das allgemeine Gewirre hinein:

«Aber wir vergessen ganz das uns versprochene Wunder... Überzeugen Sie uns, Herr... wie war doch gleich Ihr werter Name?... richtig, ja, jetzt fällt er mir wieder ein, Gott sei gepriesen... überzeugen Sie uns also, mein lieber Herr von Spät, von alledem, wo von Sie zu uns gesprochen haben. Überzeugen Sie uns, – und wir gestehen gerne die Voreiligkeit unseres Urteils ein. Vergessen Sie nicht, daß wir nicht im Mittelalter leben! Wir aufgeklärten, freien Menschen von heute beugen uns nur vor Tatsachen. Tatsachen, Herr von Spät, Tatsachen!»

«Tatsachen!» brüllte der ganze Chor, den die Aussicht auf die bevorstehende Sensation immer stärker erregte.

«Tatsachen!» mischte sich nun auch der Gymnasialprofessor Karl Schulze mit gesträubtem blondem Schnurrbart ins Gespräch und fuchtelte bedrohlich mit der Faust, «Tatsachen!» sagte er noch einmal und schlug sich auf die gestärkte Hemdbrust, daß es knallte, «Tatsachen allein überzeugen. Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde und so weiter. Aber Tatsachen müssen es sein. Sonst glauben wir nicht daran. Wirklichkeit, lieber Herr, eiserne, handfeste Wirklichkeit, wie die große Zeit, in der wir leben, sie uns gelehrt hat!»

«Bravo!» jubelte der Chor.

Hier konnte Trümpelsteg nicht länger an sich halten. Blaurot vor Überzeugung sprang er auf den Tisch, erhob beschwörend seine Affenarme und schrie in die Gesellschaft hinein:

«Aber die Kunst, meine Herrschaften! Sie vergessen die Kunst! Die Kunst hat nichts mit Tatsachen zu schaffen. Die Kunst, meine Herrschaften, gibt uns das, was das Leben uns vorenthält: die wahre Liebe, die allmächtige Leidenschaft, deren wir in der Wirklichkeit gar nicht fähig sind. Schon Altmeister Goethe sagt: ,Am farbigen Abglanz haben wir das Leben!' Und dann der göttliche Plato. Und überhaupt. Zum Beispiel, die Weiber auf so einem Renaissance-Gemälde, das sind nicht Tatsachen, das sind Ideale, da wird einem lecker. Hoch das Ideal! Oder die Liebesduette in der Oper, wenn einem die Geigen über das Rückenmark streichen, – so wild können wir gar nicht lieben, das hält niemand von uns aus, auch das sind keine Tatsachen, das sind Ideale. Wie wir in Wirklichkeit lieben, meine Herrschaften, ist's eine Schweinerei, gestatten Sie mir diese Aufrichtigkeit! In der Kunst wird es zum erdgeistbeseelten Tempelfest. Da fühlen wir Tiefe, Ewigkeit, brünstige

Offenbarung, Weltanschauung! Und, meine Herrschaften, wenn jetzt unser verehrter Hexenmeister, Herr von Spät, uns sozusagen durch seine Kunst über die Tatsachen und die Wirklichkeit erhebt, so seien wir dankbar! Hüten wir uns davor, den schönen Schein für Tatsachen zu nehmen! Stellen Sie sich vor, daß diese Dinge wirkliche Tatsachen wären, – dann müßte ja alles um uns einstürzen, dann wüßten wir ja nicht mehr aus noch ein, dann hätte ja unser lieber Melchior recht. Nein, meine Herrschaften, ich wiederhole, hüten wir uns vor Tatsachen! Tatsachen machen gemein! Halten wir uns an den Geist, der ist unschädlich! Seien wir Ritter vom Geiste!»

«Seien wir Ritter vom Geiste!» jubelten die andern.

Sophie hatte mit weitgeöffneten Augen stumm in der Ecke gestanden. Ihre Mundwinkel zuckten lüstern und rachsüchtig. Jetzt schlug sie sich klatschend auf ihre nackten Schenkel und stimmte mit glücksendem Lachen in den allgemeinen Jubel ein.

Melchior und Herr von Spät sahen sich an und lächelten. Melchior war es, als lege sich ein dünner Schleier über das ganze Bild. Das Schreien gellte nicht mehr so schrill; das widrige Verrenken der Glieder, die verzerrten Gesichter, das schweißige Fleisch – alles schien ihm ferner, seltsamer, fremder zu werden. Nur Herrn von Spät wußte er sich nahe und zutiefst verbunden.

KOMMENTAR

Das vierte Kapitel: «Die Entfesselten»

Zu Beginn des dritten Kapitels erweist sich zunächst, daß Ulrich von Spät ein Jugendfreund von Melchiors Gattin Sophie ist. Als solcher tritt er in den geselligen Kreis ihres Hauses, um bald Alles durch seine magischen Tricks auf

den Kopf zu stellen. In diesem Kapitel wird außerdem offenbar, daß er kein gewöhnlicher Mensch ist – auch *er* ist ein «Jenseitiger», das hieße in unserer Sicht ein Inhalt des Unbewußten. Er ist ein zweideutiger Zauberer, der sich in Vielem dem Mephisto in «Faust», in Anderem dem Clin-schor in Wolfram von Eschenbachs «Parsifal» vergleichen ließe. Die sieben Mädchen, die er herbeizaubert, weisen durch ihre Anzahl auf die sieben Planeten hin (welche in alchemistischen Texten öfters als sieben weibliche Metallgeister dargestellt wurden). Als ihr Herr würde Herr von Spät *die Sonne* verkörpern, welche die Planetengeister beherrscht und von ihnen umkreist wird.²¹ Das Bild der Sonne ist von jeher mit dem Prinzip des menschlichen Bewußtseins assoziiert worden: Etwas ist «sonnenklar» oder «es tagt», wenn man etwas versteht.²² Nicht zufällig fällt im alten Ägypten die Verwandlung des älteren Mond-Stier-Königtums in ein Sonnenkönigtum mit der Einführung der Schrift und der Feldmessung zusammen. Als das Erleuchtende, Ordnende wurde die Sonne immer wieder und vielerorts als Manifestation der Gottheit verehrt. Psychologisch bedeutet das Sonnensymbol daher die Quelle und das Prinzip unseres *Bewußtseins* sowie das kollektiv vorgestellte und «geglaubte» Gottesbild mit all seinen guten und gefährlichen Eigenschaften.

Die Deutung des Herrn von Spät als Sonnenprinzip und damit als kollektive Bewußtseinsdominante wird durch viele weitere Taten von Späts im Roman bestätigt – tritt er doch in späteren Kapiteln als Hüter bestehender Ordnung und Ethik auf, die er gegen das revolutionäre Chaos, welches die Knaben stiften, zu verteidigen sucht. Aber es fehlt diesem Sonnenprinz sein Bestes, seine leben- und fruchtbareitsspendene Wärme. Von Spät wirkt wie eine «erkaltete» Sonne, die zwar noch Klarheit, aber kein Leben mehr zu fördern vermag. Die Idee eines erkalteten, gealter-

²¹ Vgl. C. G. Jung: Psychologie und Alchemie I. c. p. 101 ff.

²² Vgl. C. G. Jung: Mysterium Coniunctionis, Vol. I, p. 100 f.

ten «späten» und als soches nicht mehr nur positiven Sonnenprinzipes existiert tatsächlich im Bereich der alchemistischen Vorstellungswelt. Diese «alte Sonne» wird dort oft als saturnischer, defekter, gealterter oder leidender König geschildert, welcher der Verjüngung und Erneuerung bedarf.²³ Jung hat dieser Gestalt in seinem Werk «Mysterium Coniunctionis» eine weitreichende Studie gewidmet. Er zeigt, wie das im Kollektivbewußtsein eines Volkes lebende Gottesbild jeglicher Kultur «altert» und dann allmählich in eine erneuerungsbedürftige Spätphase gerät, in welcher es nicht nur Sterilität, Ichhaftigkeit und Herrschaftsucht erzeugt, sondern sogar Züge dämonischer Unbewußtheit aufweist. Es ist eine Phase, in der die Inhalte religiöser Aussagen nicht mehr erlebt, dafür aber herrisch gepredigt werden, wo sie zur Formel und zu Begriffen erstarren, kein Gefühl mehr ansprechen, und wo sie zur Münze banalen menschlichen Denkens mißbraucht werden, so daß das Urerlebnis verdeckt wird. Nicht nur unsere christliche Religion, sondern auch der Buddhismus im Osten mußte sich immer wieder gegen eine solche sterilisierende Bewußtseinsverhärtung wehren: Darum sagt z. B. ein Zen-Meister: «Erfasse nur, daß unser Geist (Mind) Buddha selber ist – und dann ist alles erreicht. Dies ist völlig selbstverständlich und jedes Geschwätz von «Meditationsübung» und «Realisation» ist schon von Übel.»²⁴

In diesem Lichte gesehen symbolisiert Ulrich von Spät den Geist einer Kulturtradition, welcher das Urerlebnis entglitten ist, und (in diesem Roman) ein überaltertes christliches Kollektivbekenntnis. Vermutlich stellt er speziell (wegen seiner patriarchalen Note und dem Fehlen jeglicher Muttersymbolik) einen erneuerungsbedürftigen Geist des Protestantismus dar.

Der Gegensatz zwischen von Spät und Fo umschließt da-

²³ ebenda, Vol. II, p. 56 f. und p. 82 f.

²⁴ Vgl. Charles Luk: Ch'an and Zen Teaching, London 1960, p. 21.

bei folgende weitere Gegensätze: Vater und Himmelwelt gegen Mutter und Erdenwelt, Machtprinzip gegen Eros, geistige Ordnung gegen Dynamik, Gefühlsekstase und Chaos. *Nur die Dämonie, Zauberkraft und Unmenschlichkeit ist beiden gemeinsam.* Und zwar darum, weil sie eben beide unbewußte Kollektiv-Mächte darstellen, die nur dann, wenn sie im Menschen integriert wären, positive Wirksamkeit erlangen könnten.

Wieso kann aber ein Bewußtseinsprinzip eine Macht sein, welche Unbewußtheit erzeugt? Wo immer Ideen zu blassen Worten werden, da entsteht die seltsame Illusion, man wisse, was man aussagt. Diese Illusion ist eine Form von Unbewußtheit – vielleicht die gefährlichste von allen. Im Namen einer Lehre, von der ihre Vertreter allzu sicher waren, daß sie die «Wahrheit» sei, ist wohl am allermeisten auf unserer Erde immer wieder gemordet und wider den heiligen Geist gesündigt worden. Dämonisch bläht sich das Ich auf, vergißt den Erlebnishintergrund und das Geheimnis der Seele, das hinter jeder «geoffenbarten» Wahrheit steht, und handelt selbstsicher aus seinem Halbwissen heraus. Dies gilt sogar auch für die Naturwissenschaft – je tiefer der Mensch heute in die Geheimnisse der Materie eindringt, desto komplexer und mysteriöser wird ihm alles, bis uns heute die Heisenbergsche Unsicherheitsrelation sogar zwingt, einzusehen, daß wir die Materie nie ganz «objektiv» werden erkennen können, nachdem noch das neunzehnte Jahrhundert in uferlosem rationalistischem Fortschritsglauben nur immer ein «Noch nicht-Erkennen» anzunehmen wagte.

Als Melchior den Herrn von Spät einmal später schlafend erblickt, sieht er plötzlich in ihm ein leidendes Götterantlitz – das alte Gottesbild Christi, des leidenden Gottessohnes, schimmert noch immer durch ihn hindurch. Gewöhnlich aber ist es vom kalten Machtanspruch des kollektiven Bekenntnisses überlagert. Was aber will Herr von Spät mit seinem obszönen Zauber des Liebespaars in der Retorte? jener seltsamen und widrigen Traverstie des alchemistischen Konjunktio-Motivs?

FÜNFTES KAPITEL

DIE WUNDER

Dieser Zustand währte nur wenige Minuten. Melchior raffte sich zusammen und besann sich. Herr von Spät hatte das Zimmer verlassen. Das ganze Bild, das die Gesellschaft bot, hatte sich verändert. Melchior stand allein an der einen Längswand. An der andern drängten sich die Gäste zusammen und flüsterten gespannt. Melchior sah, wie ihn zuweilen ängstliche und fast feindliche Blicke trafen. Alles war voll böser Erwartung.

Da öffnete sich die Eingangstür, die sich an der Schmalseite des länglichen Zimmers befand, und Herr von Spät trat langsam ein. Ein blauer Dunst umhüllte ihn, halb schillernde Schleier, halb leuchtende Nebel, aus denen sein Kopf weiß hervorragte. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und waren fest geschlossen. Er hielt die Arme weit vorgestreckt. In der einen Hand trug er ein wunderlich gewundenes Fläschchen, in der andern ein kleines blitzendes Messer. Er schien niemanden von den Anwesenden zu gewahren und näherte sich mit starr tanzelnden Schritten dem der Eingangstür gegenüberliegenden Erker, zu dem zwei Stufen hin-aufführten.

Sein Schreiten schien auf die Gäste herausfordernd zu wirken. Die feindlichen Blicke, die Melchior getroffen hatten, richteten sich jetzt auf Herrn von Spät und wurden immer haßerfüllter.

Als er an ihnen vorübergeschritten war, lösten sich Trümpelsteg und Frau Cux, die sich durch Zeichen verständigt hatten, aus der Schar und schllichen ihm vorsichtig und geduckt nach. Beide verbargen etwas in

ihren Händen. Herr von Spät war inzwischen die Erkerstufen emporgestiegen, stellte das Fläschchen neben sich auf einen kleinen Tisch und wandte sich um. Sein weißes Gesicht war wie das eines Schlafenden.

Plötzlich blitzte in Trümpelstegs Hand eine Pistole. Heiser vor Angst kreischte er mit stotternder Stimme:

«Halt! Halt! Sie bringen uns alle um! Das ist kein Spaß mehr! Halt, oder ich schieße!»

Doch Herr von Spät hielt rasch seinen Zeigefinger über das Fläschchen, ritzte die Fingerspitze mit dem Messer und ließ einen Tropfen Blut ins Fläschchen fallen. Im selben Augenblick saß Trümpelsteg daumengroß im gläsernen Gefängnis.

Frau Cux wimmerte entsetzt, sprang auf Herrn von Spät zu, zückte ein Messer und wollte nach ihm stoßen. Herr von Spät ritzte sich von neuem. Und auch Frau Cux stak verwandelt im Fläschchen.

Die Gesellschaft war zuerst stumm vor Staunen. Dann brach alles in ein unwilliges Toben aus. Professor Cux ballte seine Fäuste und brüllte wie ein verwundetes Tier:

«Geben Sie mir meine Frau wieder! Geben Sie mir meine Frau wieder! Oder ich hole die Polizei!» Aber er wagte es nicht, sich Herrn von Spät zu nähern.

«Polizei! Polizei!» riefen die andern, «wo ist das Telefon?»

Doch Professor Schulze rannte von Gruppe zu Gruppe und murmelte angstvoll beschwichtigend:

«Um Gotteswillen, meine Herrschaften, reizen sie ihn nicht. Nur nicht reizen! Er ist imstande und sperrt uns alle ins Fläschchen. Er wird auch die Polizei einsperren. Was tun wir dann? Dann sind wir verloren. Beruhigen Sie sich, überlegen wir!»

Alles erstarrte in hilflosem Entsetzen. Nur einige

ermanten sich und steckten die Köpfe zusammen. Dann gingen sie zu Frau Sophie und sprachen leise und eindringlich auf sie ein. Sophie nickte ihnen zu und schritt langsam zu Melchior hin, der ruhig und heiter an der Wand lehnte. Inmitten der allgemeinen Reglosigkeit hatte das Schreiten ihrer kleinen zierlichen Gestalt etwas seltsam Feierliches, das noch durch die leuchtende Nacktheit ihrer Haut erhöht wurde. Sie faßte Melchior bei der Hand und sagte bittend:

«Laß es genug sein! Ersuche Herrn von Spät, die Gefangenen freizugeben!» Sie kämpfte mit aufsteigenden Tränen. «Warum muß ich das alles erleben? Wohin treibst du mich, Melchior? Was willst du von mir?»

Melchior sah sie nicht an und erwiderte nur:

«Was ich von dir will? Nichts! Du hast dich schon lange für jene da entschieden. Wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen!»

Sophie schrie auf und fiel händeringend zu Boden.

Da erhab sich Hans Silferharnisk, der Pfarrer, und wandte sich mit großer Gebärde an die Verzweifelten:

«Geliebte Brüder in Christo! Das ist ein Strafgericht Gottes. Wir haben in unserem aufgeklärten Hochmut an seiner Allmacht gezweifelt. Nun schwingt er seine Zuchtrute über uns. Lasset uns vor dem Allmächtigen in die Knie sinken. Vielleicht befreit er uns in seiner unerforschlichen Güte von Satans Schlingen. Lasset uns beten!»

Er kniete nieder. Die andern taten desgleichen. Bevor er aber noch mit seinem Gebet beginnen konnte, nahm Herr von Spät das Fläschchen vom Tisch und hielt es hoch in die Luft.

Alle konnten sehn, wie Trümpelsteg sich vollkommen entkleidet hatte und um Frau Cux hin- und herzutänzeln begann. Er legte die eine Hand beteuernd auf die

Brust, die andere hielt er wie zum Schwur erhoben. Frau Cux wehrte ihn scheinbar ab, ihr Widerstand wurde aber immer schwächer, endlich warf sie sich ihm um den Hals. Und das winzige Paar sank zu leidenschaftlichem Liebesspiel ineinander.

Als der Pfarrer das erblickte, blieb ihm das Gebet in der Kehle stecken und die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Die andern umringten Herrn von Spät und drängten einander beiseite, um besser zu sehen. Einige begannen schon leise zu lachen. Und nach wenigen Augenblicken brachen alle in ein unaufhaltsames Gelächter aus, fielen einander in die Arme, küßten sich, walzten irrsinnig durchs Zimmer, weinten, jauchzten, winselten vor Lachen, hielten erschöpft inne, schauten auf das unbekümmerte Liebespaar im Fläschchen und prusteten von neuem los.

Nur Professor Cux geriet in weißglühende Wut und wollte sich auf Herrn von Spät stürzen. Doch die übrigen hielten ihn zurück. Einige eilten in die Küche, kehrten mit einem dicken Strick zurück und banden ihn an einen schweren Lehnsessel fest, so daß er kein Glied rühren konnte.

Herr von Spät, der die Augen noch immer geschlossen hielt, stellte das Fläschchen auf den Tisch und klatschte in die Hände. Ein leichter Nebel bildete sich im Saal. Und als er sich zerteilte, standen sieben weißgekleidete Mädchen da und verneigten sich vor Herrn von Spät.

Tief aus dem Boden kam mit dumpfen Pauken- und Beckenschlägen eine wirre Tanzmusik. Herr von Spät ergriff eines der Mädchen an der Hand und öffnete erst jetzt die Augen, die von silberner Bläue strahlten. Und als er sie geöffnet hatte, war er siebenfach da und tanzte mit jedem der Mädchen zu gleicher Zeit. Nach-

dem der Tanz zu Ende war, schloß er sie wieder und war nur einfach da.

Auf einmal tat sich in der einen Längswand, an die kein Zimmer stieß, sondern die die Außenwand des Hauses bildete, lautlos eine große Tür auf, die niemand vorher bemerkt hatte. Man erblickte ein Gemach mit gedeckten Tischen. Und eine Stimme rief dreimal laut:

«Zum Essen! Zum Essen! Zum Essen!»

Die Stimme kam Melchior bekannt vor. In der Tür stand die alte Hökerfrau vom Bahnhofsplatz und warf Äpfel unter die Gäste.

Alle ordneten sich unter Lachen und lauten Reden zu Paaren. Neben jedem der Männer schritt eine nackte Frau. Sophie hatte sich schon an die Seite Melchiors geschlichen. Herr von Spät ging mit einem der weißen Mädchen. Die übrigen sechs Mädchen machten den Beschuß. Der gefesselte Professor wurde achtlos vergessen.

Die Gäste nahmen Platz. Die sechs Mädchen hatten sich so gesetzt, daß neben jedem von ihnen ein Stuhl frei blieb.

Die Wände des Zimmers waren mit weißer Seide bespannt. Zwei große Kronleuchter, mit unzähligen Kerzen besteckt, strahlten ein blendendes Licht aus. Auf dem Tische prangten die seltensten Leckerbissen und Weine.

Die alte Hökerfrau ging von einem zum andern und bediente die Gäste unter einem Schwall von einladenden Redensarten. Als sie Melchior Wein einschenkte, flüsterte sie ihm zu:

«Bist klug, mein Junge, bist klug. Hast mich gleich erkannt. Bist aber nicht klug genug. Hüte dich! Ich will dir wohl, muß aber aufs Wort gehorchen!»

«Vor wem soll ich mich hüten?» gab Melchior ebenso leise zurück.

«Mußt es selber wissen!» flüsterte die Alte, «darf nichts sagen!»

Melchior packte sie am Handgelenk.

«Ich laß dich nicht los», zischelte er leidenschaftlich, «du mußt mir mehr, mußt mir alles sagen!»

Die Alte entwand sich ihm mit ungeahnter Kraft und murmelte im Davonschreiten:

«Ring am Finger,
Gesichter am Fenster.
Wege kreuzen sich.
Winde wehn südwärts.
Bald ist es Zeit.
Sie warten. Sie warten.»

«Wege kreuzen sich? Winde wehn südwärts? Bald ist es Zeit?» wiederholte Melchior unhörbar. Er empfand eine wilde sehnüchtige Unrast und fühlte wie Weinen ihm die Kehle zuschnürte. Es gelang ihm, sich zu bezwingen und sich nach den Gästen umzuschaun. Aber niemand achtete auf ihn. Alle waren gierig mit dem Essen beschäftigt. Eine Zeitlang war nichts als rhythmisches Kauen und Schlürfen zu hören. Nur Sophie hatte die Reden der Alten vernommen und schaute ihn mit großen Augen traurig und erschrocken an.

«Er wird weit von mir fortgehn», dachte sie.

Die sieben Mädchen saßen wie in lieblichen Schlaf versunken mit niedergeschlagenen Augen da. Auch Herrn von Späts Augen waren geschlossen. Sein Kopf schien leblos, wie aus Stein gehauen.

Melchior schaute aufgeregt zu ihm hin und dachte:

«Warum hasse und liebe ich ihn? Er ist von meiner Art und doch mir feind. Warum fliehen die Knaben vor ihm? Was für eine Macht übt er aus? Was bewog ihn,

vor diesen Menschen seine Macht zu zeigen? Tat er alles um meinetwillen? Wollte er mir offenbaren, wer diese Leute sind? Wollte er mir sagen, was ich schon weiß? Ich kenne sie. Ich habe sie schon lange gezwungen, nackt vor mir zu sein. Aber ich will ja fort. Was ich erwartete und doch nie erhoffte, ist eingetreten. Andere Gemeinschaft ruft mich. Warum zögere ich? Der Fremde hält mich fest. Was will er von mir?»

Sein Blick fiel aufs Fenster. Im Fensterrahmen glaubte er Fos schönes, trotziges Wandergesicht zu sehn, das unverwandt die Augen auf ihn gerichtet hielt. Als er aber aufmerksamer hinschaute, war es verschwunden.

Die Gäste kauten immer noch. Da öffnete Herr von Spät die Augen. Und sofort hatte er sich wieder versiebenfacht und saß neben jedem der weißen Mädchen zu gleicher Zeit. Die Gäste sahen nur noch flüchtig von ihren Tellern auf, sie waren nicht mehr übermäßig verwundert.

Allmählich neigte sich das Essen seinem Ende zu. Ein allgemeines Gespräch erhob sich und belebte sich immer mehr. Professor Karl Schulze schob geräuschvoll seinen Stuhl zurück, schlug an sein Glas und begann zu reden:

«Hochverehrte Anwesende! Auch das scheinbar Wunderbarste wird natürlich, wenn man sich erst dran gewöhnt hat. Natur ist nichts anderes, als die Summe der uns gewohnten Dinge. Wir waren heute einen Augenblick vom Ungewohnten erschüttert worden und wollten es fast für ein Wunder halten. Und nun, nach kaum einer Stunde, sitzen wir ruhig in einem Zimmer, das sozusagen in wenigen Minuten aus dem Erdboden gestiegen ist, laben uns mit Genuß an Speisen und Getränken, die uns aus der Luft gezaubert scheinen müssen, erstaunen nicht mehr sonderlich, wenn einer aus unserem Kreise sich durch bloßes Augenöffnen versie-

benfacht, vergessen, daß zwei von uns, in ein winziges Fläschchen gebannt, sich vor aller Augen gewagtesten Liebesfreuden hingeben. Wir haben uns an all das gewöhnt. All diese Dinge sind Natur für uns geworden. Was folgt daraus, meine Damen und Herren? Es gibt nichts Übernatürliches! Es gibt keine Wunder! Es gibt nur Tatsachen. Und Tatsachen sind immer vernünftig. Uns kann man nichts vormachen, meine Damen und Herrn, uns nicht. Wir beziehen es in unsere Weltanschauung ein. Wir bleiben die Alten! Wir sind wir! Erheben wir unsere Gläser und . . .»

Ein furchtbarer Schrei unterbrach ihn. Die sieben Gestalten des Herrn von Spät schlossen stöhnend die Augen. Die weißen Mädchen lösten sich in Nebel auf. Herr von Spät lag in seiner gewöhnlichen Gestalt ohnmächtig am Boden. Die Wände verschoben sich, drehten sich, wuchsen, schrumpften zusammen: und alle befanden sich, ehe sie sich versahen, wieder in Melchiors Salon.

Im Erker aber stand Fo und lachte. Herr von Spät wälzte sich in Krämpfen. Seine blauen Augen starnten blind empor. Sein ganzer Körper zuckte wie von unerträglichen Schmerzen.

«Fühlst du's nun? Fühlst du's nun?» rief Fo gellend, «es ging über deine Kraft. Du wolltest einen Augenblick ruhen und spielen, he? Dein Wille war einen Augenblick nicht wach, he? Fühlst du's nun, daß du nie schlafen darfst? Fühlst du's nun, daß *wir* die Herren sind?»

Und er umtanzte ihn mit großen Sprüngen. Sein Körper leuchtete. Seine Haare waren dunkle Flammen. Immer schneller und schneller umkreiste er ihn mit klingenden Schreien.

Melchior schaute das verzerrte, edle Gesicht des am

Boden Liegenden. Entsetzen und Liebe überwältigten ihn. Fast besinnungslos wollte er sich auf Fo stürzen, um ihm Einhalt zu tun. Doch dieser wirbelte lodernd zum Fenster.

«Nimm ihn hin, Melchior», rief er übermütig, «wir sind in deiner Schuld. Wir schenken ihn dir. Er sei dein!»

Und er lachte noch einmal unbändig auf, schaute Melchior fest an, sagte leise und eindringlich: «Melchior, wir warten auf dich!» und stob von dannen.

KOMMENTAR

Das fünfte Kapitel: «Die Wunder»

Herr von Spät kennt im ganzen Roman keine Liebe zur Frau – er ist anscheinend ein geschlechtsloses Wesen – hingegen ist immer wieder die Rede von seinen Herrscherzielen. Er verkörpert somit ein reines Machtprinzip, denn wie Jung sagt – «wo die Liebe fehlt, besetzt die Macht den leeren Platz».²⁵ Der Machtrieb der Menschen enthält jedoch auch etwas Gutes, nämlich den animalischen Selbsterhaltungs-trieb des Individuum, so wie der Eros nicht nur gut ist, sondern auch das Einzelwesen ganz auflösen und in den Dienst der Species stellen kann, wenn er allzu animalisch gelebt und verstanden wird.

Wo die Machteinstellung im Menschen vorherrscht, sinkt meist der Eros auf seine niederste Stufe auf diejenige der «kalten» unpersönlich gelebten Sexualität hinab. Wer hätte vergessen, wie im sog. Dritten Reich die Erde zum «Zuchttalbetrieb» für die Aufzucht von Helden entwertet wurde.

Dasselbe wie das Machtstreben tut der Intellektualismus dem Liebesprinzip an, denn er vermag das seelische Zwi-

²⁵ Von den Wurzeln des Bewußtseins I. c. p. 105.

schenreich des Gefühls und der menschlichen Beziehung nicht zu erfassen. Eine solche nur intellektuelle Beurteilung des Eros liegt z. B. in der Freud'schen Sexualtheorie vor.

Während das Glas oder die Retorte in der klassischen Alchemie höchste, nur dem «Gral» vergleichbare, mystische Bedeutung besaß – ist es doch das Geheimnis der Seele, welches sie zum Gefäß der Gottheit werden läßt,²⁶ – ist die Retorte von Späts nur ein rationales «Reagenz»glas, in welchem der kalte Verstand das Liebeserlebnis entwertet und als tierisches «Nichts-Als» erscheinen läßt. Die Verkleinerung der ins Glas gezauberten Gestalten drückt diese Entwertung besonders deutlich aus. Der kollektiv orientierte moderne Intellekt neigt ja bekanntlich sehr zu einer solchen Ansicht des Liebeserlebens – es ist dies ein intellektueller Trick, um sich dessen überwältigendem *mystischen* Aspekt zu entziehen.. Man darf nicht vergessen, daß in vorchristlicher Zeit Eros *ein Gott war*, und zwar ein *geflügelter göttlicher Knabe*, von dem sich der Mensch ergriffen fühlte und dem er als ein Unterlegener Opfer darbrachte. Eros war damals eine jener Mächte, die «religiöse», d. h. mit sorgfältiger, ehrfürchtiger Rücksichtnahme behandelt werden mußte.

Von Spät hingegen gibt sich als der arrogante «Meister» der Liebesszene aus – allerdings nicht wahrhaft – denn *er muß sein Blut* (d. i. seine emotionale Beteiligung) spenden, um das Wunder zu erzeugen, und während er in seinem Magie-Spiel schwelgt, können ihn seine Feinde, Fo und dessen Knabenschar, plötzlich überwältigen. Er nennt seinen Zauber nachher ein «Schlafen» und ein «Spielen», weil es von ihm aus gesehen, ein kindliches Unbewußtwerden war.

An dieser Stelle des Kampfes zwischen Herrn von Spät und Fo tritt eine Enantiodromie (d. h. ein unvermittelter Umschlag ins Gegenteil²⁷) ein. Diese plötzliche Kehre wird während des ganzen Erzählungsablaufes immer wieder ein-

²⁶ Vgl. Psychologie und Alchemie I. c. p. 324 ff.

²⁷ Über diesen Begriff vgl. C. G. Jung: Symbole der Wandlung I. c. p. 655.

treten: les extrèmes ne se touchent non seulement – sie verkehren sich ineinander immer wieder in einer seltsamen pendelnden Schwingung. Dies ist ein dem Psychologen wohl bekanntes Phänomen: es ist typisch für einen *unbewußten Konflikt*. Am deutlichsten lässt es sich in der Schizophrenie und im manisch-depressiven Irresein beobachten, wo immer wieder Phasen von Integration mit Phasen von Desintegration pendelnd abwechseln. Aber auch im Bereich des Normalen ist dieselbe Erscheinung beobachtbar, darum kennt z. B. unsere Sprache solche Ausdrücke wie Haßliebe. Auch schlägt ein übertriebener Spiritualismus oft in Triebhaftigkeit um und umgekehrt.²⁸

Die eigentliche geheime paradoxe Identität des Ulrich von Spät mit Fo ist jedoch leichter nachweisbar, wenn wir die beiden Figuren in ihre «mythologische» Welt amplifizierend zurückversetzen: Eros steht gegen Anteros, der Heilgott Asklepios gilt als Greis *und* Jüngling, und besonders der alchemistische Mercurius, dem Fo in vielen Hinsichten am nächsten steht, wurde als senex et puer (Greis und Knabe) dargestellt.²⁹ Als Greis und alter König stellte Mercurius die umzuandelnde prima materia dar, als Kind hingegen das «glorifizierte» verjüngte «neue Gottesbild», das als «Licht über alle Lichter» gepriesen wird.

Der «alte König» bedarf, wie Jung ausführt,³⁰ immer wieder der Erneuerung, welche mit einem Abstieg in seine eigene Dunkelheit, mit dem Eintauchen in die eigene Tiefe, beginnt. Wie der Phoenix verbrennt er sich selber, um als Drache oder Wurm oder Ei zu erscheinen, aus denen er sich allmählich in die Sohnsgestalt des «filius regius» der Philosophen wandelt. Als solche wird er dann von den Alchemisten als der «wahre innere Mensch» gepriesen,³¹ welcher

²⁸ Das französische Wort blanc, weiß, ist verwandt mit deutsch blank und englisch black-schwarz!

²⁹ Auch Christus wurde als senex et puer bezeichnet.

³⁰ Mysterium Coniunctionis, Vol. II, p. 86.

³¹ Vgl. ebda p. 103.

psychologisch das Selbst oder die Ganzheit des Individuums darstellt. Der Vater (d. i. die ursprüngliche defekte Form) und der Sohn (die erneuerte, bewußt gewordene Erscheinung) sind dabei von den Alchemisten als wesenseins empfunden worden, denn sie verkörpern beide das Individuationsprinzip, d. h. «den stärksten und unvermeidlichsten Drang eines Wesens, sich selber zu verwirklichen. – Es ist ein mit allen natürlichen Instinktkräften ausgerüstetes Nichtanderskönnen, während das Bewußtsein sich stets in einem vermeintlichen Anderskönnen verfängt. Der Drang und Zwang zur Selbstverwirklichung ist Naturgesetzlichkeit und daher von unüberwindlicher Kraft, auch wenn der Beginn ihrer Wirkung zunächst unansehnlich und unwahrscheinlich ist. Die Kraft äußert sich in Wundertaten des Heldenkindes, sodann später in den athla (den «Werken») der Knechtsgestalt (Typus Herakles) wo der Heros zwar der Ohnmacht des «Kindes» entwachsen, aber doch noch in unansehnlicher Stellung ist. Die Knechtsgestalt leitet dann in der Regel über zur eigentlichen Epiphanie des halbgöttlichen Heros. Wir haben sonderbarerweise in der Alchemie eine ganz ähnliche Motivabwandlung, und zwar in den Synoymen des Lapis. Als *materia prima* ist er der lapis exilis et vilis. Als Wandlungssubstanz erscheint er als servus rubeus oder fugitivus und schließlich erreicht er in einer wahrhaften Apotheose die Würde eines filius sapientiae oder deus terrenus, ein «Licht über allen Lichern» eine Macht, die alle Kräfte des Obern und Untern in sich enthält. Er wird zum *corpus glorificatum*, das ewige Inkorruptibilität erlangt hat und deshalb auch zur Panacee (Allheilmittel) wird.»³²

Diese Gestalt des Mercurius personifiziert Lebensmächte jenseits unseres beschränkten Bewußteinsumfanges, Wege und Möglichkeiten, von denen das Bewußtsein in seiner Einseitigkeit nichts weiß. Sie ist ein Heilbringer und Ganz-

³² Jung, Einführung in das Wesen der Mythologie, I. c. p. 126.

macher und das eigentliche Ziel des seelischen Lebensprozesses im Menschen überhaupt, nämlich die Synthese des Selbst. Aber all diese heilenden Aspekte offenbart der «*infans mercurius*» erst in seiner Endgestalt, zu Beginn ist er noch mit vielen «Unreinigkeiten» behaftet.

Der Vergleich mit der alchemistischen Symbolik läßt erkennen, was in unserer Erzählung das eigentliche ungeklärte Problem bildet: *von Spät, der alte Herrscher, sollte sich in Fo, den Filius philosophorum, wandeln*, nicht ihm antagonistisch entgegenstehen, – dann würde auch Fo das erlangen, was ihm noch fehlt: bestimmte Gestalt, Klarheit, Dauer und Einheit. Wenn wir nämlich «Fo» als eine Parallele zum alchemistischen *infans Mercurius* und damit als «principium individuationis» im Jungschen Sinne auffassen, dann ist es als sehr bedenklich zu bewerten, daß er zwar zu allererst und ganz am Ende des Buches wieder als Einer erscheint – während der ganzen übrigen Zeit aber immer zusammen mit einer Knabenschar auftritt. Jung betont nämlich, daß wenn das Kindmotiv in einer Vielfalt auftritt, die Wahrscheinlichkeit einer krankhaften Dissoziation besteht. Die vielen Kinder stellen dann ein Auflösungsprodukt der Persönlichkeit dar. Kommt die Vielheit aber bei Normalen vor, dann handelt es sich um die Repräsentation einer noch nicht vollzogenen Persönlichkeitssynthese. Die Persönlichkeit (respektive das «Selbst») befindet sich dann noch auf der Stufe der Vielfalt, d. h. es ist wohl ein Ich vorhanden, das aber seine Ganzheit noch nicht im Rahmen der eigenen Persönlichkeit, sondern erst in der Gemeinschaft mit der Familie, dem Stamm oder der Nation erfahren kann; es ist noch im Zustand der unbewußten Identität mit der Vielheit der Gruppe. Aus diesem Grunde übt wohl auch die Knabenschar in unserem Roman überall eine auflösende Wirkung auf die Menschen aus: indem sie die Massen desorientiert und in Emotionen hineintreibt. Hier beschreibt der Dichter Szenen, welche etliche Jahre später fast wörtlich im Nationalsozialismus zur Wirklichkeit wurden!

Erkennt man diesen psychologischen Zusammenhang,

dann wird auch klar, warum Herr von Spät und Fo so leidenschaftlich fordernd um Melchiors Stellungnahme kämpfen: ein unbewußter Konflikt kann ja nur durch Bewußtwerdung, d. h. durch die Teilnahme des bewußten Ich eine Lösung finden; und das «principium individuationis» kann nur dann in Erscheinung treten, wenn die Persönlichkeitssynthese, welche es unbewußt antizipiert, von einem bewußten Ich vollzogen wird. Doch die standpunktlose Schwäche Melchiors, der sich einfach zwischen den unbewußten Gegensätzen hin und herreissen läßt, verheißt nichts Gutes – er ist eine zu wenig ausgeprägte Persönlichkeit, um den Kampf zu entscheiden, und gleicht darin Faust, der ja auch – verglichen z. B. mit Mephisto oder auch mit Goethe selber – eine unausgeprägte Figur bleibt. Diese Unbestimmtheit hängt bei beiden mit einer Schwäche des Gefühls zusammen und offenbart ein spezifisches Problem des deutschen Kollektivmenschen, weil diese Schwäche ihn in Gefühlsdingen oft kalt und brutal, unbestimmt oder überweich sentimental reagieren läßt. Die große Begabung dieser Nation «der Dichter und Denker» hat hier ihren locus minoris resistentiae, den ja auch viele einzelne Deutsche, welche in dieser Hinsicht nicht schwach waren, wie z. B. Goethe, immer wieder bitter empfunden haben. In dieser Schwäche sind auch die Wurzeln der nationalsozialistischen Ausschreitungen zu suchen, welche das Gefühl des Europäers so tief schockiert haben.

Melchior wird durch seine Schwäche zum Spielball, der zwischen Fo und von Spät hin und hergeworfen wird – er bleibt nicht nirvandva (frei von den Gegensätzen) er steht aber auch nicht klar darin und nicht darüber, was in gewisser Hinsicht dasselbe wäre, sondern läßt sich passiv bald hierhin, bald dorthin verlocken und erst dann, wenn die eine Partei fast völlig gesiegt hat, unterstützt er plötzlich wieder voller Bedauern die andere. Würde er sagen: «Ich will euer beider Sieg nicht» – so könnte er die Beiden vielleicht zu einer Einigung zwingen, so wie die Alchemisten ihren flüchtigen Mercurius und ihren alten

König in der Retorte einschmolzen und dadurch zwangen, sich in den «Stein der Weisen» zu wandeln.

Die Schwäche von Melchiors Gefühl zeigt sich zuerst darin, daß er Henriette Karlsen sogleich aufgibt, als sie bei seinen todessehnsüchtigen Träumereien nicht mitmachen will, und später in seiner gescheiterten Ehe mit Sophie, vor der er sich einfach kühl introvertiert zurückzieht, wenn ihre Einstellung ihm nicht paßt, nie aber eine Auseinandersetzung versucht. Hier beginnt bei Melchior ein neurotischer Zustand, der wohl mit seiner von der Mutter geerbten Gefühlschwäche zusammenhängt und ihn zum neurotischen «Puer aeternus» im oben beschriebenen Sinne werden läßt. Zwar ist seine Verstandesseite, der Wissenschaftler in ihm, zum erwachsenen Mann geworden, aber in seiner Gefühlsseite bleibt er knabenhaf unentwickelt und standpunktlos.

Dieser Typus des verstandesmäßig entwickelten, aber affektiv und gefühlsmäßig knabenhaf gebliebenen Mannes ist eine in unserer Zeit verbreitete Erscheinung und hält – nicht zuletzt – oft die Schicksale unserer Welt in Händen.⁸³ Es scheint, daß diese Form der neurotischen Dissoziation zum mindesten in unserer westlichen Welt zunimmt. Professor Henry Murray in Boston widmet diesem Problem der Puer aeternus-Neroise seit Jahren eingehende Studien, weil sie auch in Amerika mehr und mehr an Bedeutung zu gewinnen scheint. Es ist vielleicht kein Zufall, daß dort gerade nun ein neues Interesse am Buche von Bruno Goetz erwacht ist, es scheint, als ob manche junge Leute in ihm eine Klärung für ihr Problem suchten.

Wenn auch, wie erwähnt, eine stärkere Muttergebundenheit in den meisten Fällen zunächst als persönliche Ursache der Puer-Problematik erkennbar ist, so muß man sich bei einer solchen kollektiven Zunahme der Erscheinung doch

⁸³ Der Archetypus des Puer aeternus symbolisiert dann einfach einen unerfreulichen Infantilismus der Persönlichkeit. Vgl. C. G. Jung: Seminar über Dream Analysis, Vol. II, 1929, p. 76.

fragen, ob nicht dahinter noch tiefere Ursachen stecken. Warum nämlich sollte gerade heute die an sich immer bestehende Gefahr der Muttergebundenheit des Sohnes zunehmen? Schon die meisten primitiven Völker müssen diese Gefahr ja durch ihre Männerweihen zu bannen suchen – ist vielleicht bei uns heute in der westlichen Welt ein Schutz zusammengebrochen, welcher früher die Neurosengefahr in ihrer weiteren Ausdehnung abbremste? Vermutlich ist die Verstärkung des Problems auf eben das religiöse Hintergrundsgeschehen zurückzuführen, um das die Symbolik des Goetz'schen Buches kreist, nämlich um die mißlungene Wandlung des Herrn von Spät in Fo, welche durch Melchiors Gefühlsschwäche verursacht ist.

SECHSTES KAPITEL

VOR DER ENTSCHEIDUNG

Die Krämpfe ließen nach. Herr von Spät begann ruhiger zu atmen. Er schien zu schlafen. Das flimmernde, blaue Nebelgewand hatte sich zerteilt. Er lag nackt am Boden.

Melchior erblickte einen Leib von herrlichem Ebenmaß. Die Beine, lang und feingliedrig, trugen einen schmalen, geschmeidigen Rumpf. Alles an ihm war herb und gereckt und doch von zartester Weichheit.

Nur eine Sekunde lang ließ Melchior seine Augen auf dieser herrischen Gestalt ruhen. Ehe die anderen hinzutreten konnten, riß er die Decke vom Tisch und warf sie über den Schlafenden. Dann hob er ihn auf, trug ihn, ohne sich um die verstorbenen Gäste zu kümmern, in sein Arbeitszimmer undbettete ihn behutsam auf den Diwan. Er rückte einen Sessel an das Kopfende des Diwans, ließ sich nieder und betrachtete scheu den reglos Daliegenden.

Der Schlaf hatte sein von ständigen Spannungen durchzittertes Gesicht gelöst und verlieh ihm eine fast heitere Ruhe. Jetzt erst erkannte Melchior seine wahren Züge, die der immer wechselnde Ausdruck vor ihm verborgen hatte: es war das Antlitz eines schönen Götterbildes, kaum merklich ins Längliche, ja Kranke verzogen.

Aber nach wenigen Minuten schon spannten sich die Züge wieder. Ein Beben ging durch den Leib. Der Schläfer machte eine unmenschliche Anstrengung und riß die Augen jäh auf; sie waren fast farblos und schienen nichts zu sehen. Nach einiger Zeit erst richtete er

sich auf, gewahrte Melchior, starre ihn an und ließ sich in die Kissen zurückfallen. So blieb er lange. Dann sagte er heiser und abgerissen:

«Ich kam zu spät. Ich hatte Sie zu spät gewarnt. Der Knabe Fo ist frei. Sie halten mich für ihren schlimmsten Feind. Ich war in Ihr Haus gekommen, um Ihnen den Ring zu nehmen. Da überfiel mich der Schlaf. Warum haben Sie mich verschont?»

«Der Schläfer war nicht mein Feind», antwortete Melchior, «ich erkannte, daß Sie mein Bruder sind.»

Herr von Spät fuhr empor und rief heftig:

«Ich werde nie wieder schlafen!»

«Nie wieder schlafen?» fragte Melchior betroffen, «wie soll ich das verstehen! Sie können das doch nur bildlich meinen?»

«Ich werde nie wieder schlafen», erwiederte Herr von Spät und seine Augen weiteten sich und wurden dunkler, «wenn ich schlafe, zerreißen mich die Feinde. Immer lauert der Schlaf. Ich spielte. Da hat er mich zum letzten Male überwältigt. Aber ich bin sein Herr. Unser Leib ist nicht Erde. Unser Leib ist Musik, ist Widerspiel der Sternenwelt.»

Melchior senkte den Kopf und sagte leise: «Ich liebe die Erde. Ich will nicht Herr sein, ich will mich verschenken!»

Herr von Spät machte eine ungeduldige Bewegung.

«Du sprichst wie die Knaben!» sagte er zornig.

«Wer sind die Knaben?» fragte Melchior rasch, «wer ist Fo?»

Herr von Spät zögerte. Fast widerwillig antwortete er endlich:

«Niemand weiß es, niemand kennt ihre wahre Gestalt. Als wandernde Knaben nah'n sie euch, als flüchtige Mädchen, als huschende Tiere. So locken sie euch

in Chaos und Dunkelheit hinein. Irgendwo haben sie ein Reich, zu dem ich den Zugang nicht finden kann. Aber sie sind nie dort. Sie sind immer hier. Vielleicht sind sie auch dort und hier zugleich. Überall treiben sie ihr Wesen und entführen euch in taumelnden Reigen. Ich muß den Weg zu ihnen aufspüren. Ich muß ihr Reich zerstören. Die zügellosen Freien müssen mir dienstbar sein. Alle müssen mein werden, sonst bin ich derer nicht sicher, die ich mir schon unterworfen habe: Fo ist entronnen, der Freieste, Stärkste, Kühnste von ihnen. Kein Dunkel darf um sie bleiben, keine Nacht, keine Zuflucht. Keinen Wechsel mehr dürfen sie kennen, keinen Wandel von Gestalt zu Gestalt. Alles muß hell um sie werden. Ihre wahllose wilde Liebe muß sterben. Vertrieben sollen sie werden vom Quell des Schlafs. Niemand soll mehr schlafen dürfen!»

Herr von Spät hatte sich erhoben. Sein Leib schien durchsichtig. Man konnte nur die flimmernden Umrisse gewahren.

Als er das Gesicht emporwandte, war die Decke des Zimmers geschwunden. Und aus dem Dunkel neigte sich ein Antlitz, das wie ein Spiegelbild des seinen war, matt leuchtend zu ihm nieder.

«Wer bist du? Wer seid ihr?» schrie Melchior zitternd auf.

Herrn von Späts Gestalt wuchs zu unermeßlicher Höhe und wurde immer nebelhafter. Eiseskälte machte Melchiors Blut stocken. Aber er vermochte nicht, den Blick abzuwenden.

«Wähle, Melchior», rief Herr von Spät, und seine Stimme klang wie das ferne Läuten gläserner Glocken, «willst du zu den Knaben, so brauchst du nur zu rufen, und sie entführen dich in süße Nacht; du wirst einer der ihren und vergißt alles, was du warst und bist.

Willst du zu uns, so poche an die Wand dieses Zimmers – und ein Tor tut sich dir auf, ein Weg öffnet sich dir zur Herrschaft im Licht. Bedenk es gut! Der Weg zu uns ist voller Gefahren. Du schreitest durch alles Grauen der Welt. Noch bist du frei. Wenn du gewählt, hast du dich entschieden. Ein Zurück bedeutet dann den Untergang. Wir werden dich nicht schonen.

Herrn von Späts Gestalt hatte sich während dieser Worte ganz verflüchtigt. Die Decke schloß sich. Die Lampen brannten trübe. Der Diwan war leer.

Melchior befand sich allein im Zimmer.

ZWEITER TEIL

DIE WANDERUNG

SIEBENTES KAPITEL

DAS OFFENE TOR

Melchior hatte den Kopf in die Hände vergraben und grübelte.

«Woher weiß dieser Fremde, wovon ich träume?» flüsterte er mit trockenen Lippen, «ist er zuhause in jener himmlischen Welt, die uns in großen Bögen umwirbelt und ins Endlose zerstäubt? Ist er Herr in hellerem, leichterem Licht?»

Er sprang auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Seine Schritte wurden rascher, heftiger. Sein Herz klopfte hämmерnd. Ihm war, als läute eine Glocke in ihm gellend zum Sturm.

«Ich muß Gewißheit haben!» schrie er plötzlich auf und schlug mit den Fäusten gegen die Zimmerwand.

Ein Sausen erhob sich, als ob alle Töne einer Harfe zugleich durcheinanderklängen. Schwingende Säulen aus kühlem Duft stiegen langsam empor. Ein weites Tor war aufgetan. Draußen schwoll ein Meer in grünblauer Nacht und atmete ruhig. Ein großer, weißer Vogel mit schimmernd herabhängenden Federn breitete gewaltige Flügel.

Und Melchior sah, wie sich dem Ufer von fernher lautlos ein schmales Segelschiff nahte. Das vielstimmige Sausen in der Luft brach jäh ab. Böse tote Stille trat ein.

Ein leichtes Grauen lähmte ihn. Er konnte kein Glied regen. Immer süßer und peinvoller wurde seine Erstarrung, immer unerträglicher sein Zögern. Da holte die kleine Uhr in seinem Zimmer zu hellem, silbernem Schläge aus. Die Lähmung wich. Aus seinen Augen tropften Tränen. Mit weit ausgebreiteten Armen schritt er durch das Tor und trat in die Nacht hinaus.

Nach wenigen Schritten schon hörte er lautes, atemloses Rufen. Er glaubte die Stimme seiner Frau, Trümpelstegs, Professor Cuxens und vieler anderer zu vernehmen. Von allen Seiten stürmten dunkle Gestalten auf ihn ein. – «Packt ihn, packt ihn!» rief eine dumpfe erbitterte Stimme. Melchior fühlte sich von hinten erfaßt. Eine eiserne Hand griff nach seiner Kehle und würgte ihn. Ein schwarzes Tuch wurde ihm über den Kopf geworfen. Er verlor die Besinnung und sank zu Boden.

Das erste, was er, aus seiner Ohnmacht erwachend, fühlte, war ein langsames Schwanken. Auch hörte er deutlich das Rauschen von anschlagenden Wellen. Er hob den Kopf und schaute um sich. Rings dehnte sich uferlos nächtiges Meer. Er lag gefesselt auf dem Verdeck eines kleinen Schiffes. Neben ihm hockte reglos eine verummerte Gestalt.

Das ganze Schiff war voll von Vermummten, die stumm und lebhaft gestikulierend durcheinander torkelten. Der Sturm pfiff, die See ging hoch. Am grünlichen Monde, der einen blinden Lichtstreifen auf die haltlos taumelnden Wellen warf, jagten zerfetzte, eisgraue Wolken vorüber.

Stunden vergingen. Niemand sprach ein Wort. Melchior lag erschöpft da und schaute ins heulende Dunkel.

Am Schiffsschnabel entstand eine Bewegung. Schattenhafte Gestalten mühten sich, eine Fackel zu entzünden.

den. Funken sprühten auf und erloschen. Eine Flamme züngelte empor, duckte sich, wurde vom Winde erfaßt und zerstob. Neue Funken sprühten. Wieder prasselte eine Flamme. Schwarze Rauchwolken wehten zerwühlt aufwärts. Die Fackel brannte.

Ein riesenhafter Mann stand am äußersten Vorderende des Schiffes und schwang die Fackel über seinem Kopf. Immer schneller wurden seine Bewegungen, so daß sich in der Luft ein rasender, feuriger Kreis um ihn bildete. Die andern drängten sich zusammen und lugten angespannt ins Weite.

Melchior gewahrte das alles vollbekommener Erwartung. Von der Fackel lösten sich kleine, rötliche Flämmchen, flackerten wirr umher und zergingen.

Da lohte am fernsten Horizont ebenfalls eine kleine Flamme auf, wuchs bebend, hob sich vom Boden und zog einen gleichen, rasenden Kreis, wie die Fackel auf dem Schiff, die nun in zuckende Bewegungen geriet und eine lange Reihe leuchtender Zeichen in die Nacht schrieb. Die Fackel vom Ufer antwortete.

Melchior schien es der erste Gruß einer neuen Welt. Er trank die fremde Flammenschrift des unbekannten Landes in sich ein, sein Herz gab jedem Zeichen von drüben flammende Antwort, ihm war, als sende der verummumte Fackelschwinger diese Antwort seines Herzens dem immer näher brandenden Ufer zu.

Die Segel wurden eingezogen. Der Anker fuhr raselnd zu Grund. Eine lange Weile der Erwartung verging. Endlich hörte man durch das Rauschen der Wellen langgezogene Rufe. Der Mann am Schiffsschnabel schrie ihnen entgegen.

Nach einiger Zeit legte ein kleines Boot am Schiff an, und mehrere Gestalten, die ebenso wie die Schiffsbe-

satzung vermurmt waren, kletterten mit schwelenden Ollaternen in den Händen an Bord.

Die Besatzung trat beiseite, machte ihnen den Weg frei und wies wortlos auf Melchior.

Die Neuangekommenen näherten sich ihm mit knarrenden Schritten, warfen ihm wieder ein schwarzes Tuch über und schnürten es mit Stricken über ihm zusammen. Er fühlte, wie sie ihn aufhoben und ins kleine Boot hinabließen. Er wollte schreien und konnte es nicht. Der Atem verging ihm, und er sank von neuem in Bewußtlosigkeit.

Er kam erst wieder zu sich, als er das Schreiten seiner eigenen Füße empfand. Die Fesseln waren ihm abgenommen. Er konnte aber nichts sehen. Finsternis hüllte alles ein. Vor sich, hinter sich, zu beiden Seiten hörte er das schlürfende Schleichen vieler Füße. Manchmal streifte ihn der Hauch eines Atems.

So ging es lichtlos durch endlose Gänge. Zuweilen schienen sich Türen aufzutun. Dann wurden Gemächer durchquert und die Schritte klangen hallender, der Atem hörbarer.

Melchior dachte an gar nichts. Alles in ihm war erloschen. Er wunderte sich, daß sein Fuß festen Boden fand. Er glaubte, durch leere Luft zu wandern.

Auf einmal stockte der Zug. Jemand pochte dröhrend an eine Metallscheibe. Die Töne verhallten. Alles blieb lautlos und finster wie zuvor.

In diesem Augenblick kehrte das Leben in Melchior zurück. Er duckte sich wie ein Tier, um sich mit gekrallten Fingern auf seinen stummen Wächter zu stürzen. Aber er griff in leere Luft. Nach allen Seiten schlug er um sich in wildem Ungestüm. Aber er traf niemanden. Er war allein.

Und das Dunkel teilte sich jäh, und eine Überfülle

von Licht strömte auf ihn ein, stach in seine Augen, machte ihn zittern, taumeln, hinfallen, riß ihn empor und fällte ihn wieder. Noch einmal raffte er sich auf, öffnete die Augen und tat ein paar Schritte.

Ein ungeheurer, mit rotem Sammet ausgeschlagener Saal umgab ihn, an dessen Rückwand sich ein langer Tisch hinzog. Hinter dem Tisch thronten in roten Gewändern drei Vermummte.

Den Wänden entlang aber saßen alle Männer und Frauen, die er in seinem Leben gekannt, richteten scharfe Blicke auf ihn und tuschelten leise untereinander.

ACHTES KAPITEL

DAS GERICHT

Wer durfte es wagen, mich zu fesseln?» rief Melchior laut, «wer durfte es wagen, mich mit Gewalt hierherzuschleppen?»

Das Zischeln im Saal hörte augenblicklich auf. Die Vermummten schwiegen, Melchior ballte die Fäuste.

«Ich will Antwort!» schrie er mit furchtbarer Stimme. Doch alles blieb stumm wie zuvor.

Melchior hielt nicht länger in sich. Er trat dicht an den Tisch heran, hinter dem die Vermummten saßen, und hob die Faust zum Schlag.

Da hörte er eine harte, helle Stimme rufen:

«Du stehst vor deinen Richtern, Melchior!»

Der Ruf traf ihn wie ein Peitschenhieb. Sein Füße trugen ihn nicht mehr. Er schwankte. Erschüttert fiel er in die Knie und senkte den Kopf.

«Ankläger, tretet vor!» rief dieselbe helle Stimme. Sie schien von einem der Vermummten auszugehn. Aber die saßen starr da und regten sich nicht.

Ein Flüstern, Murmeln, Räuspern erhob sich. Die Menge an den Wänden geriet in Bewegung. Einer nach dem andern stand auf, trat vor, stellte sich an den langen Tisch, mit dem Rücken zu den Vermummten, und sah Melchior mit leeren, weißen Augen an.

Und Melchior erkannte Freunde und Feinde, Verwandte und Nachbarn, Kameraden und Dienstboten. Alle Gesichter waren grau und wie mit Staub bedeckt, die Züge verzerrt und ausgehöhlt, die Münder weit und schwarz geöffnet, die Lippen bläulich schimmernd.

Melchior suchte seine Frau. Sie stand ganz vorn und

lächelte ihn irr und begehrlich an. Er erkannte sie kaum; sie war noch kleiner geworden und duckte sich wie unter einer schweren Last. Nicht weit von ihr stand Professor Cux mit zerzaustem graugesprengeltem rotem Bart. Neben ihm quoll Trümpelstegs schwammige Gestalt; seine langen Affenarme schlenderten unausgesetzt hin und her. Frau Cux lehnte dürr und spitz an ihm, hatte den Rock mit einer Hand erhoben und zeigte ein dünnes, stockähnliches Bein.

«Du hast nie die Pantoffeln getragen», krähte Frau Sophie mit heiserer Stimme, «die ich ein ganzes Jahr mühsam für dich gestickt: Du hast mich nicht geliebt!»

«Sie haben sich nie für meine chemischen Entdeckungen interessiert», lispelte drohend Professor Cux, «Sie waren immer nur mit Ihren eigenen beschäftigt, ich war Ihnen gleichgültig.»

«Sie haben alle meine Gedanken ausgesprochen, bevor ich sie noch selber richtig gedacht», näseltzte Trümpelsteg, «Sie haben mich ausgehöhlt und leer gemacht, daß ich nichts mehr zu sagen hatte, Sie hatten kein Mitleid mit mir!»

«O meine Waden, meine schönen Waden!» wimmerte Frau Cux, «Sie haben sie nie bewundert, da sind sie zu Stöcken geworden, Sie waren herzlos zu mir!»

Und nach jeder Anklage hoben die übrigen Ankläger ihre Arme und kreischten schrill auf.

Neue Gestalten scharten sich vor Melchior. Wie im Nebel sah er das schmale, leidende Gesicht seiner Mutter, die zerfurchten Züge seines Vaters. Sie tauchten wieder wortlos in der Menge unter. Die gekrümmten Finger und die hohe drohende Form einer bucklichten Großtante leuchteten auf, sie klagte weinerlich:

«Du hast immer gelacht, wenn ich dir die schönen Verse aus meinem Album vorlesen wollte, die mein

Jugendfreund mir hineingeschrieben. Niemand zeigte ich sie außer dir, und du lachtest. So ist alles, was ich lieb hatte, mit mir gestorben.»

Vergessene Schulfreunde streckten die Zunge nach ihm aus, drehten ihm Nasen, zeigten ihm Fäuste.

Einer unter ihnen, ein schmächtiger, sanfter Knabe mit weißer, zarter Stirn und langen Augenwimpern, stand abseits und schaute scheu zu Melchior hin. Als Melchior ihn erblickte, stieg ihm ein Würgen in die Kehle, er streckte seine Hand aus.

Aber schon stand ein anderer Gespiele da, mit verwegem braunem Römergesicht, und preßte bitter die Lippen aufeinander.

Ein schneeweißes Mädchen mit langfingrigen, müden Händen und bernsteingelben Augen strich sich über die Stirn, als ob sie etwas vergessen habe und nickte ihm mechanisch zu wie eine Automatenpuppe.

«Auch du hier?» rief Melchior und wollte sich ihr nähern. Doch immer neue Scharen, von denen er nur wenige Gesichter unterscheiden konnte, drängten sich im bräunlichen Dunst. Alle murmelten unaufhörlich vor sich hin. Aber Melchior konnte kein Wort verstehen.

Und die alte Hökerfrau lief eilfertig vor der Menge auf und ab, warf böse Blicke auf Melchior und plapperte keuchend:

«Immer fuhr er davon, immer fuhr er davon. Ich saß am Bahnhof, ich hab's gesehen. Ich weiß. Ich weiß.»

Das Murmeln der Kläger wurde lauter und ging in ein bellendes Gelächter über, das kein Ende zu nehmen schien.

Da ertönte die Stimme des Richters:

«Du hast die Klagen gehört. Bekennst du dich schuldig?»

Melchior ließ den Kopf sinken und sagte leise:
«Ich bin schuldig. Jeder Tritt, den ich tat, ist ver-
wirkt in Schuld. Wir töten, wenn wir leben. Wer aber
will Richter sein?»

Im Saale wurde es still.

«So bist du des Todes schuldig!» rief die Stimme des
Richters. Und die drei Vermummten standen von ihren
Thronen auf.

«Hier ist niemand der mich richten kann», erwiderte
Melchior ruhig und erhob sich aus seiner knienden Stel-
lung, «ich weiß keinen Richter über mir, als mich selbst.
Wer klagt mich an? Ich hörte nichts, als irres Fluchen
und Murmeln wesenloser Schatten!»

Die Kläger brachen bei seinen Worten in ein Win-
seln aus und umbrandeten ihn wie zischende Wellen.
Doch die Vermummten achteten weder auf ihn, noch
auf die Kläger und wiederholten gemeinsam den Spruch
des unsichtbaren Richters:

«Du bist des Todes schuldig!»

Sie winkten zwei aus Holz geschnitzten Figuren am
Eingang des Saales. Diese traten auf Melchior zu, faß-
ten ihn an den Händen und führten ihn fort.

Und wieder ging es durch finstere Gänge, treppauf,
treppab, bis sie vor einer kleinen, spärlich beleuchteten
Tür halt machten; sie schlossen sie auf, stießen Mel-
chior hinein und sperrten hinter ihm ab.

Melchior stand in einem engen, glänzenden Gemach.
Die eine Wand war ganz aus Glas, durch das die heiße
Bläue des Himmels eindrang. Nichts gewahrte er, als
diese flutende Bläue, die sich wesenlos in den blanken
Wänden widerspiegelte.

Dem Fußboden und den Wänden entströmte eine er-
stickende Hitze, die Melchior den Atem benahm. Ihm
fiel ein, daß er von diesem Zimmer noch als Kind ge-

träumt, wenn die flüsternden Schatten kamen mit ungeheueren Scheren, um ihm die Finger abzuschneiden.

Angst jagte ihn auf und nieder. «Fliehen!» dachte er, «nur Fliehen!» Und er stürzte auf die kleine Tür zu. Doch kaum hatte er den Türgriff erfaßt, so verwandelte er sich unter seinen Händen in rotglühendes Eisen, so daß er schreiend von ihm ließ. Zugleich wuchsen die Wände immer höher und höher: anstatt vor der kleinen Tür stand er vor einem gewaltigen rotglühenden Tor.

Mit letzter Kraft schwankte er zum Fenster, um es zu öffnen. Doch schon schossen von allen Seiten eiserne Stäbe hervor und das Fenster war dicht vergittert.

Da kreischte das Tor in den Angeln. Die beiden hölzernen Männer traten ein und trugen einen schwarzen, blutbefleckten Mantel vor sich her. Sie blieben vor Melchior stehn, verneigten sich und sprachen mit tonloser Stimme:

«Wir sind gekommen, dir den schwarzen Mantel umzulegen.»

Melchior antwortete nichts. Und sie legten ihm den Mantel um die Schultern, zogen Hämmer und Nägel hervor und nagelten ihn an Melchiors Schultern fest. Die Nägel drangen tief in sein Fleisch. Blut strömte an ihm herab und besudelte ihn.

Die Männer geleiteten ihn eine Wendeltreppe hinab. Durch eine niedere Pforte traten sie ins Freie hinaus auf einen von drei Seiten mit Häusern umstandenen Platz am Meer. In der Mitte des Platzes war ein Gerüst errichtet, neben dem, auf ein breites Schwert gestützt, ein Vermummter stand.

Melchiors Blick fiel auf die Häuser, die den Platz umgaben. Er kannte sie alle, es waren die Häuser, in denen er einst gewohnt hatte. Aus allen Ecken der Welt

zusammengetragen, vereinigten sie sich hier um das Blutgerüst: Bauernhütten, Paläste, Giebelhäuser, Hotels, Mietskasernen, Villen und Wolkenkratzer. Überall waren die Fenster, hinter denen er gelebt hatte, mit Brettern vernagelt.

Eine dichte Volksmenge schob sich auf dem Platze hin und her. Und wieder erkannte Melchior die nebelhaften Schatten seiner Kläger, die sich an den Händen gefaßt hielten und einen johlenden Reigen um das Schaftt aufführten.

Ein Posaunenstoß erschütterte die Luft. Unzählige kleine, heisere Glocken begannen in furchtbarer Eile zu läuten. Die Kläger hockten auf den Boden nieder und lauerten gespannt. Melchior wurde von den hölzernen Männern auf das Gerüst geführt. Der Henker folgte ihm.

Da flog ein großer Vogel mit weiß schimmerndem, lang herabhängendem Gefieder über die Menge hinweg. Alles starzte zum Vogel empor. In Melchiors Brust hob ein Klingen an. Er fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte. Hell auflachend entriß er dem Henker blitzschnell das Schwert, holte weit aus und hieb ihm den Kopf vom Rumpf.

Ein Windstoß fegte über den Platz. Melchior sah, wie sich aus dem Meer eine riesenhafte Welle erhob und sich rasch auf die Stadt zuwälzte. Der Welle voraus aber jagte ein Pferd mit flatternder Mähne und hielt vor ihm still. Er schwang sich, immer noch lachend, in den Sattel. Das Pferd stürmte mit Windeseile davon.

Hinter ihm gellte ein tausendstimmiger, gurgelnder Schrei. Er schaute sich um. Die Welle hatte alles verschlungen.

KOMMENTAR

Das siebte und achte Kapitel:

«Das offene Tor» und «Das Gericht»

Diese zwei Kapitel beleuchten das Gefühlsproblem in seiner vollen Schärfe. Zunächst gerät Melchior, sobald er den Weg zu Herrn von Späts Reich gewählt hat, auf einem Geisterschiff ins «Jenseits», und dort findet eine Art von Totengericht statt. Die Ankläger sind zum Teil Tote, zum Teil aber auch Noch-lebende (Sophie) und der Todesaspekt dieses unheimlichen Reiches ist demnach nicht als absolut zu nehmen, sondern eher *als ein Gleichnis für die abgestorbenen Gefühlsbeziehungen*, die in diesem Bereich und bei seinen Einwohnern vorherrschen. Alle seine Bewohner sind nämlich für Melchior «wie tot». Die Ankläger werfen Melchior egoistische Gefühlskälte vor – dabei verraten sie aber gleichzeitig, wie sehr ihre eigenen Gefühlsansprüche an ihn spießbürgерlich eng waren. Doch Melchior lehnte sie immer nur ab – er dachte offenbar nie daran, daß man solche Gefühlsansprüche auch durch Liebe zum Erblühen und auf eine höhere Stufe bringen könnte. Die Welt des Gefühls kann durch bewußte Bemühung ebenso gestaltet und kultiviert werden wie die des Geistes, aber eine kindische Empfindlichkeit, welche typisch für eine unentwickelte, schwache Gefühlsfunktion ist, bewirkt bei Melchior nur immer wieder, daß er sich angewidert zurückzieht.

Das Todesurteil des Gerichtes lautet auf Enthauptung: der Kopf, der Sitz des Intellektes, soll fallen, eben damit das Gefühl zu Worte käme. Dem Verurteilten wird ein schwarzer Mantel auf den Leib genagelt – nicht ohne Anspielung auf das Leiden Christi. Das Aufgeben der Hauptfunktion des Bewußtseins – hier des Denkens – wird vom Menschen als eine Kreuzigung oder ein innerer Tod erlebt, doch mischt sich in diese ganze Gerichtsszene ein unange-

nehmer Beigeschmack von Bosheit und Rachegeküsten der Richtenden und eine negativistische Christus-Stimmung des Verurteilten ein, die es verständlich werden läßt, daß Melchior sich plötzlich dem Urteil entzieht. Später im Reich der Knaben läßt er sich widerspruchslös kreuzigen. Es ist eben nicht dasselbe, ob ich mich in tiefster Demütigung, aber liebend, zu meiner inferioren Seite herabneige, um sie zu erlösen, oder ob ich mich in sterilen Selbstvorwürfen negativistisch kalt in Depression und Minderwertigkeitsgefühlen gehen lasse und mich von meinen Vorwürfen «festnageln» lasse, eine Selbstentwertung, die fast immer mit geheimer Arroganz gepaart auftritt. Diese Form des inneren Todes, wie sie von Späts Anhänger fordern, entspricht eher einer negativen Inflation: – wenn ich schon nicht König sein kann, dann doch der «häßlichste Mensch» – aber nie ich selber. Die dramatische humorlose Aufmachung des Gerichtes zeigt, wie sehr das «menschliche Maß» oder «Maß der Menschlichkeit» fehlt – das allein eine Lösung möglich machen könnte. Die Frauenfiguren des Romans sind alle im Reich des Herrn von Spät anzutreffen, während in Fo's Reich, mit Ausnahme der Mutter Apfelfrau, nur homerotische Beziehungen walten. Wie armselig sind die Vorwürfe der Frauen: sie wollen, daß man ihre Beine bewundert oder unter ihren gestickten Pantoffel kommt! Welche Niedrigkeit und Armut des Eros! wobei sich sogar noch im «Pantoffelmotiv» die Nuance der «Macht» der Ehefrau einschleicht. Vergleicht man eine solche Frauenfigur auch nur oberflächlich mit Goethes Iphigenie oder mit Helena in Faust, so sieht man die ganze Dürftigkeit der Beziehungen zum weiblichen Prinzip in diesem Roman und wohin das Fehlen einer Göttin die Seele des Mannes im nordischen Protestantismus gebracht hat!

Da Bruno Goetz in anderen seiner Werke eine reich differenzierte Anima-Symbolik aufweist, ist anzunehmen, daß die Armseligkeit des weiblichen Prinzips in diesem Roman *mehr auf die kollektiv unbewußte Konstellation zu beziehen ist* als auf die seelische Lage des Dichters selber.

Die nachfolgenden politischen Ereignisse haben dies ja bestätigt, denn nirgends ist das weibliche Prinzip wohl weniger zur Geltung gelangt als im Nationalsozialismus, wo die Frau außen vermännlicht oder zur blossen Tiermutter herabgedrückt wurde, und das Weibliche im Manne, welches gemüthafte Innerlichkeit, Liebesfähigkeit usw. verkörpert, völlig zu Gunsten des ehrgeizigen Herrenmenschen-Ideals unterdrückt wurde. Sophie, die Gattin Melchiors, stellt den Typ des enttäuschten Weiblichen dar, das sich nur noch durch Hinterlist und Vorwürfe bemerkbar machen kann, und dabei deutet doch ihr Name «Sophia» darauf hin, daß sie – wenn geliebt und entwickelt – höchste Weisheit werden könnte. Aber nun hat sie sich mit ihrem Jugendfreund Ulrich von Spät verbündet und ist vermännlicht und – in Jung'scher Terminologie ausgedrückt, «animusbesessen» geworden.³⁴ Sie benützt die geistige Tradition und Religion der Vergangenheit (d. i. den Herrn von Spät) um ihre persönlichen Machtansprüche an Melchior zu verteidigen und seine Enthauptung zu erzwingen.

Im letzten Augenblick vor der Exekution taucht aber aus der aufspringenden Meeresflut (dem kollektiven Unbewußten) ein Pferd und aus der Luft ein weißer Vogel auf, und mit ihrer Hilfe entzieht sich Melchior dem Tode und erschlägt, vom Anblick des Vogels dazu ermutigt, seinen Henker, um dann auf dem Pferd zu entfliehen. Geist und Lebenstrieb führen ihn aus dem heillosen Konflikt weiter, und es folgt eine erste Enantiodromie (plötzlicher Umschlag ins Gegenteil): er gelangt in das Reich des Fo. Dieses Entrinnen Melchiors entspricht einem typischen Trick, den der Intellektuelle oft dann anwendet, wenn seine Schuldgefühle über seine mangelnde Bezogenheit zum Mitmenschen langsam aber sicher einen Ring um ihn zu ziehen beginnen: in

³⁴ Unter Animus versteht Jung die männliche seelische Komponente in der Frau, die sich oft als eine gewisse meinungsgebundene Starrheit äußert, durch welche sie den Mann von sich wegshockiert.

einem «geistigen Aufschwung» bezeichnet er dies alles vor sich selber als bloß «neurotische Schuldgefühle», und dadurch ist er wieder frei, so unbewußt wie zuvor weiterzuleben. Man scheidet sich z. B. von seiner schwierigen Frau, man läßt die kompliziert werdende Freundin stehen – und eilt davon zu neuen Lebenszielen. So hat auch Faust seine Schuld an Gretchen nicht verarbeitet, sondern ist einfach, nach einem tiefen Schlaf erquickt, zu neuem Leben erwacht. Doch das Gretchenerlebnis ist damit nicht zu Ende, darum taucht sie im Jenseits nach dem Tode wieder im Chor der Büsserinnen auf. Herr von Spät erkennt später Melchiors Trick und lobt ihn, daß er das «Gericht der Menschen aufgelöst habe». Ein rein patriarchales Geistesideal, wie er es darstellt, muß ja so urteilen. Nicht ohne Grund hat man in der christlichen Welt sogar den Zweifel ausgesprochen: Habet mulier animam? und hat die Frau aus der kirchlichen Leitung verbannt – während z. B. der östliche Buddhismus zugibt, daß es ebensoviele erleuchtete Frauen wie Männer gäbe. Die im christlichen Raum übliche Mißachtung des Eros, der, seiner Flügel beraubt, zur geordneten beherrschten Sexualität herabgedrückt wird, muß ja hiezu führen; denn wohl sagt Paulus: «Gott ist die Liebe», aber welcher Theologe möchte das wohl so verstehen, daß sich Gott überall im Geheimnis des Eros zwischen Mann und Frau offenbart? Nur die Alchemisten und gewisse Kabbalisten ahnten, daß in der alchymischen Coniunctio das höchste Numen gegenwärtig ist.

NEUNTES KAPITEL

DER RUF

Das Angstgeschrei der Untergehenden in den Ohren, ritt Melchior besinnungslos weiter. Am Fuße eines dichtbewaldeten Berges machte er halt und stieg ab. Er kniete an einem talwärts eilenden Bächlein nieder, schöpfte mit der Hand vom eiskalten Wasser und trank.

Kaum daß er getrunken hatte, wurde es ruhig in ihm. Die Kläger hatten sich von ihm abgelöst. Sie waren irgendwohin versunken, sie hatten nicht mehr teil an ihm.

Er erhob sich, um weiterzureiten. Aber das Pferd war verschwunden. Nur der weiße Vogel kreiste über ihm im Abendlicht und flog rufend zum Wald. Er folgte ihm und war bald von grüner Dämmerung umfangen.

Ein schmaler Pfad wand sich zwischen hohen Buchen steil bergauf. Melchior fühlte sich von einem leichten Schwindel ergriffen, er sah hinter sich und gewahrte, daß in seinem Rücken ein Abgrund klaffte: bei jedem Schritt, den er tat, sank das durchwanderte Stück des Waldes in leeren Raum; der Abgrund lief dicht hinter ihm her.

Die Luft wurde dünner und kälter. Immer leichter stieg er bergan. Endlich lichteten sich die Stämme. Und als der Wald hinter ihm in Nichts zergangen war, befand er sich auf einer nackten Hochebene. Kalte Nacht zog herauf.

Da hörte Melchior ein Bellen. Ein großer Wolf funkelte ihn mit grünen Augen an. Von allen Seiten erscholl langgezogenes Antwortgeheul. Aus dem Dunkel schossen hastende Schatten hervor. Im Sternenlicht

schimmerten aufgerissene weiße Gebisse. Hunderte von Wölfen stürmten keuchend heran.

Melchior stieß einen Schrei aus und lief in großen Sprüngen vorwärts. Doch die Wölfe holten ihn ein und zogen einen jagenden Ring um ihn, der enger und enger wurde.

In hilfloser Furcht blieb er stehn. Da hielten auch die Wölfe inne und lagerten sich um ihn in weitem Kreise. Er durfte sich nicht rühren. Sobald er die geringste Bewegung machte, begannen sie sich zu regen und böse zu murren.

So stand er starr da. Ob es Stunden oder nur Minuten waren, wußte er nicht. Die Augen weit offen, schaute er zum Horizont, der langsam heller wurde. Die Sonne ging auf. Tränen traten ihm in die Augen. Er sah ins immer weißer werdende Licht, streckte die Arme nach ihm aus und schritt, ohne sich dessen bewußt zu sein, weiter.

Die Wölfe schwollen wolzig an, wurden durchsichtig, füllten sich mit dem weißen Feuer der Sonne und jagten leuchtend unter schneidendem Geheul nach allen Seiten auseinander.

Gegen Mittag verhängte sich die Aussicht mit schwelendem Dunst. Von weither wehte ein Wind fauligen Duft herüber.

Mit brennenden Augen schleppte Melchior sich weiter, schmerhaft nach Kühlung verlangend, bis er zu einem hohen Bretterzaun gelangte. Die Pforte war offen. Er trat ein und sah sich in einem grasüberwachsenen Hofe. In der Mitte des Hofes befand sich eine zerfallene Steinhütte mit leeren Fensterhöhlen, hinter denen zerrissene, rote Vorhänge flatterten.

Der ganze Raum wimmelte von hageren Menschen mit hohen Pelzmützen über kleinen Raubvogelgesich-

tern. Sie standen hinter hölzernen Verkaufsständen und boten, einander überschreien, große gelbe Pilze mit hellgrünen Flecken feil. Von den Pilzen stiegen Schwaden gelben Dunstes empor. Die Sonne brannte schreckhaft rot hinter dampfenden Schleieren.

«Kauft, kauft Pilze!» riefen die Raubvogelgesichter heiser durcheinander, «kauft Pilze! Es sind die letzten! Die Erde verdampft! Die Sonne verfault! Kauft Pilze, solange der Vorrat reicht! Der Wald stirbt! Die Welt platzt! Ausverkauf! Ausverkauf!»

Melchior taumelte. Jeder Atemzug, mit dem er den gärenden Duft einsog, ließ schleichende Glut in seine Adern rinnen. Seine Glieder wurden schwerer. Die schlaffe Luft strich tastend an ihm nieder. Er sah die Gesichter der Schreienden nur noch wie unförmige Schatten. Die Wunden an seinen Schultern, um die der festgenagelte schwarze Mantel hing, schmerzten spitz und süß und jagten ihm schläfernde Schauer über den Rücken.

Die Stimmen der Händler gingen in ein rasendes Zwitschern über. Die Pilze auf ihren Tischen quollen auf, zerplatzten in neue Pilze, bildeten ein Gewoge von schwelenden Gliedern. Und über allem kreisten würgend die hängenden Schwaden, formten sich zu ziehenden Gebilden, lösten sich auf, stiegen höher, sanken, vom langsamen Glutwind niedergedrückt, zu Boden und vermischten sich mit der aufgeweichten Erde zu brodelndem Schlamm.

Ein unbändiges Lachen erhob sich im Hintergrund. Aus dem wogenden Gewirr löste sich die alte Hökerfrau und umtanzte Melchior in unzüchtigen Sprüngen. Sie war splitternackt. Ihr graues Haar hing ihr in Strähnen über den Rücken. Ihre welken hängenden Brüste schlügen bei jedem ihrer Sprünge um den ver-

fallenden Leib. Sie reckte die Arme in die Höhe und schrie besessen mit den Händlern im Chor:

«Kauft, kauft Pilze! Es sind die letzten! Kauft, so lange der Vorrat reicht! Die Erde verdampft! Die Sonne fault! Der Wald stirbt! Die Welt platzt! Ausverkauf! Ausverkauf!»

Mit gekrallten Fingern griff sie in den ziehenden Dunst und hielt auf einmal ein junges Weib an der Hand, die träge dastand und sich lässig in den Hüften wiegte. Ihre Haut war gelb. Ihre Augen zwinkerten grünlich. Ihre aufgeworfenen Lippen und die breiten Knospen ihrer Brüste brannten in violettem Rot.

Die Alte schlug ihr klatschend auf Schenkel und Brüste und keifte dazu ihr:

«Ausverkauf! Ausverkauf!»

Und die Rufe der Händler gellten und die wimmelnden Pilze fielen von den Tischen herab, senkten sich in die schlammige Erde und wuchsen als ein Wald von fleischigen Bäumen aus ihr hervor.

Melchiors Atem stockte. Er fauchte wie eine Katze.

«Ein Ausweg! Ein Ausweg!» schrie es in ihm auf. Ihm fiel ein, daß er ja ein großes Taschenmesser bei sich trage. Er holte es hervor, klappte es auf und stieß, roten Glanz um sich, nach der Hökerfrau und dem jungen Weibe. Er sah ihr Blut fließen. Aber es verwandelte sich in rötlichen Dampf. Die tiefen Wunden wuchsen sofort wieder zu. Und die beiden Frauen schlügen ein fettes girrendes Gelächter an.

Die Alte griff nach ihm mit rankenden Armen. Schon hielt sie ihn umschlungen:

Da schloß er die Augen und sah in einem jähnen Aufleuchten blauen Lichts, das aus seinem Innern hervorbrach, an einem kalten Himmel aus kreisenden Sternen einen gewaltigen Leib sich formen.

Er riß sich aus der drosselnden Umklammerung, atmete tief auf und fing mit einer hohen, weithin hallenden Stimme zu singen an.

Und von allen Seiten schlossen Sonnen vielfarbige Bögen um ihn. Tönender Widerhall nahm sein Singen auf, löste es in tausendstimmigen Wirbel und verstummte in langem Nachklang.

Die Lichter erloschen. Es war wieder Tag. Weit dehnten sich grüne Gletscher, aus denen sich in der Ferne ein kristallenes Gebäude erhob. Ulrich von Spät stand vor Melchior, neigte sich vor ihm und sprach:

«Du hast den Weg gefunden. Nun bist du unser. Du hast das Gericht der Menschen aufgelöst, die Gier der Tiere gezähmt, die Rache der faulenden Erde gebannt. Nur den Sternen dienstbar, bist du Herr über Menschen, Tiere und Erde. Tritt ein und laß dich zu unserem Bruder krönen.»

Melchior fühlte, wie sich eine tote Kälte in ihm ausbreitete. Aber Ulrich nahm ihn bei der Hand und führte ihn.

«Nacht und Chaos versanken», sagte Ulrich, «Schlaf hat hier keine Macht. Immer währen dir Tag und Licht, auch wenn du hinabsteigst in die Welt der Schläfer, um unerkannt unter ihnen zu wirken.»

Immer näher glänzte das kristallene Schloß. Sie schritten über breite Stufen, durch Tore hindurch, über neue Stufen, durch neue Tore. Eine Halle öffnete sich, deren Wände blaß in allen Farben des Regenbogens spielten. Runde Säulen trugen eine hohe, durchsichtige Kuppel. Melchior fror.

«Warte hier, bis du gerufen wirst; auf dem Tisch dort liegt dein Stab!» sagte Ulrich und verließ ihn.

Melchior lehnte sich an eine Säule, da erkannte er, sie war aus Eis gehauen. Der Raum war leer. Nur an

der einen Wand befand sich ein großer, aus grünen Eisblöcken geschichteter Tisch. Auf dem Tisch aber lag ein elfenbeinerner Stab, mit Perlen verziert, die sich zu Schriftzeichen einten.

Als Melchior ihn in die Hand nahm, fielen alle Kleider von ihm ab. Die Nägelmale an seinen Schultern schlossen sich und verheilten. Er stand nackt da in fahlen Strahlen. Er fühlte den Frost nicht mehr. Alles in ihm war leicht und leer.

Ein leises Glockengeläute hub an und wurde allmählich lauter. Die Tür tat sich langsam auf. Und Melchior sah auf einen weiten Platz, der von blinkenden Gestalten erfüllt war. Ihre Körper waren wie aus Glas, ihre Augen blaue Steine. Ulrich befand sich unter ihnen und lächelte. In der Mitte des Platzes ruhte ein gläserner, mit weißen Steinen geschmückter Schrein.

Die Glocken dröhnten betäubend laut. Melchior war es, als läuteten sie dicht über seinem Kopf. Jetzt schien das Geläute von allen Seiten zu kommen: vom leeren Himmel, von den vereisten Felsen, aus den bodenlosen Abgründen, die den Platz umgaben. Die ganze Luft, der kristallene Bau, die gläsernen Leiber klangen.

An den Seiten des Platzes stand in starrer Leblosigkeit eine Knabenschar. Sie hielten ihre Köpfe geneigt und schauten mit gesenkten Lidern zu Boden.

Auf einen Wink des gläsernen Herrn traten zwei von ihnen mit toten Bewegungen vor und gingen auf den Schrein zu. Behutsam entnahmen sie ihm eine blitzende Krone und hoben sie hoch ins Licht.

Melchior schritt langsam die breiten, flachen Stufen, die zum Platze führten, hinab. Das Glockengeläute verstummte. Er fühlte sich auf der ungeheuren Treppe allein und verloren. Seine Schritte wurden immer abgemessener und starrer. Seine Blicke versteinerten.

So war er bis auf die Mitte des Platzes gelangt. Da blickten die beiden Kronenträger ihn an, eine gestaltlose Erinnerung schien in ihnen zu erwachen.

Melchior durchzuckte es wie ein Schlag: er hatte in den Augen der beiden Knaben die Augen Fos wiedererkannt.

«Sie gehören zu Fos Schar», giang es ihm mit furchtbarer Klarheit durch den Sinn, «sie sind von den Herrn in Fesseln geschlagen, sie sind erstarrt, wie ich erstarre. Was tat ich? Was tue ich? Ich verrate die Meinen, denen ich zu eigen bin, auf die ich sehnüchtig gewartet habe mein Leben lang, ohne die ich verlassen und unfruchtbare bin. Sie kamen, mich aufzunehmen in ihre Schar. Und ich verrate sie dem Feind! Ich zerbreche das Leben!»

Und er schaute mit entsetzten Augen über den eisig schimmernden Platz, schaute die gläsernen Herrn, schaute die bleichen Gestalten der gebannten Knaben und die müden, gequälten Gesichter der beiden Kronenträger vor sich.

«Sie haben sich vergessen und suchen sich vergeblich zu erinnern», dachte er. Und ein Grauen packte ihn, wie er es noch nie empfunden, als er seine eigenen fremden Hände sah, die sich langsam nach der Krone ausstreckten.

Trompeten schmetterten silbern. Die Kronenträger knieten vor ihm nieder. Immer noch hatte seine Hand die Krone nicht berührt.

Da hörte er dicht über sich eine leise Stimme rufen:
«Willst du nicht fort von hier?»

Es war Fos Stimme.

Die Todesstarre wich von Melchior. «Er ist da!» wußte er auf einmal. Eine Sekunde lang zögerte er noch

und sah auf Ulrichs Gesicht, das ihn drohend anfunkelte. Dann warf er die Arme in die Höhe und schrie:
«Ich will fort!»

Im selben Augenblick fühlte er sich von schlanken Armen ergriffen. Kühle Lippen preßten sich auf seine Stirn. Sanfter Wind erfaßte ihn und trug ihn wehend davon. Die Gletscher, die kristallene Burg, die gläsernen Herrn versanken in blauen Nebel. Der Wind sauste schneller und wärmer. Ein leichtes Niedergleiten. Er öffnete die Augen.

Weit dehnte sich mondhelle Wiese. Unzählige Leuchtkäfer tanzten durch süße Sommerluft. Fackeln brannten. Von überallher tönten Stimmen. Er sah Fos Gesicht über sich geneigt, lachte ihn still an und fiel in dunklen Schlaf.

KOMMENTAR

Das neunte Kapitel: «Der Ruf»

Da sich Melchior, wie wir später realisieren, auf dem «richtigen» Weg zum Reich des Herrn von Spät befindet, muß ihm nun, in dieser Stimmungslage, das Erdreich der Apfelfrau und Mutter Natur, die zu den Knaben gehört, in einem negativen Licht erscheinen. Die Alte wird zur geilen Buhlerin, die Tierwelt verfolgt Melchior als ein Rudel gieriger Wölfe, (ein Symbol des Todesgottes und der verschlingenden Mutter).³⁵ Die Pflanzenwelt wird zu giftigen Pilzen, und die Erdenmenschen erscheinen ihm wie Dämonen. Ihr Ruf «Kauft Pilze, es sind die letzten. Die Erde verdampft, die Sonne verfault, kauft Pilze so lange der Vorrat reicht! Der

³⁵ Für Belege vgl. H. von Beit: *Symbolik des Märchens* I. c. Vol. I, p. 152, 474 ff., 661-663.

Wald stirbt, die Welt platzt, Ausverkauf, Ausverkauf!» zeigt einen Zustand äußerster psychischer Auflösung an. Möge dies nicht auch noch real werden im Atomkrieg, da doch schon so Vieles, das in diesem Buch geschaut wurde, sich realisiert hat!

Als Melchior von der negativen Erdmutter umklammert wird, gebiert sich aus seinem Inneren ein blaues Licht und ein Geistleib, der sich «an einem kalten Himmel aus kreisenden Sternen formt.» Es findet ein Vergeistigungsprozeß statt, der aber als blosse Enantiodromie, ohne bewußtes Tun Melchiors abläuft. Er wird zum Erwählten im Reiche des Herrn von Spät, das ihn mit seiner kosmischen Todeskälte mehr und mehr zu umfangen beginnt. Hier soll er nun die Krone, das Symbol der *Macht*, erlangen. Denn Macht ist das Ziel des Ulrich von Spät; sein Geist ist, wie erwähnt, mit dem Machtprinzip gekoppelt, es ist kein warmer «Lebensgeist», kein «Geist der Liebe», sondern der Geist der starren Formel, welche ichhaft vorgetragen und als «Wahrheit» herrisch dem Mitmenschen aufgezwungen wird. Das Leben und das ewig sich Wandelnde, das sich im Knaben Fo verkörpert, wird, wenn es in den Umkreis des Herrn von Spät gerät, zum Erstarren und zum Zerbrechen gebracht. Im letzten Augenblick geschieht aber wieder der Umschlag ins Gegenteil (Enantiodromie). Melchior ruft «Ich will fort» und alles wandelt sich in die Welt des Fo und seiner Schar.

ZEHNTES KAPITEL

DIE KREUZIGUNG UND DIE TIERE

Mondlicht strahlte härter und heller. Die Fackeln waren ausgebrannt.

In fliegenden Sprüngen tanzten silberne Gestalten über die Wiese. Wie flatterndes Licht flog ihnen das Haar um die Stirnen.

Einer stand unbeweglich in der Mitte des Ringes mit erhobenen Armen. Melchior erkannte Fos schmächtige Gestalt.

Da griff mit singenden Rufen ein Tänzer in die zitternden Mondstrahlen, straffte den Arm und hielt einen flimmernden Speer in der Hand. Mit einem Fuß zurücktretend, schleuderte er, weit nach hinten geneigt, den Speer auf Fo und traf ihn mitten ins Herz.

Fo schwankte und riß sich den Speer aus der Brust. Aus seiner Wunde schoß ein bleicher Strom, rann zur Erde nieder, schwoll an und schlängelte sich als eilender Bach durch die Wiesen.

Ein Schrei der Knaben. Ein hastiges Drängen. Und alle knieten am Bache nieder, beugten sich über ihn und tranken.

Während das weiße Blut ihm heftiger und springender entströmte, ward Fo immer kleiner, dünner, schmächtiger, bis er taumelnd zusammenbrach, und sein ganzer Leib sich in tönende Wellen wandelte.

Der Bach versiegte. Die Knaben sanken müde zurück, streckten sich lässig im weichen Grase aus und entschliefen mit offenen Augen.

Ein Zittern durchlief sie. Aus ihren Stirnen traten schimmernde Nebel und formten sich zu Kugeln, die

sich umkreisten und höher und höher stiegen. Hundertfach sich durcheinander schlingend, einten sie sich zu einem großen Ball, der sich in sausendem Wirbel um den Mond schwang, immer engere Kreise um ihn zog und schmelzend mit ihm zusammenfloß. Der Mond wuchs unförmig an. Ein leises Zögern. Und er brauste unbändig in stäubenden Strahlen zur Erde nieder.

Aus den Strahlen aber trat Fo hervor und wehte, Lichnebel nach sich ziehend, über die Wiese. Er neigte sich über jeden der Schläfer und berührte sie mit ausgestreckten spitzen Fingern leicht an den Schultern. Von seiner Berührung erweckt, sprangen die Knaben auf und brachen in ein weithin hallendes Lachen aus.

Ein süßer Rausch ergriff Melchior. Tränenüberströmt mußte er laut und haltlos in das Lachen einstimmen, bis ihm Wiese, Mondlicht und Knaben in eins verschwammen und als fliegende Lichter vor seinen Augen tanzten.

Sogleich war er von der Schar umringt.

«Er ist erwacht! Er ist erwacht!» riefen alle durcheinander, «Willkommen! Willkommen!»

«Du warst weit fort, Melchior», sagte Fo und faßte seine Hand, «wir konnten dich nicht finden. Du bist gewandert, wohin wir dir nicht zu folgen vermochten. Wolken trugen dich von dannen, daß du uns vergaßtest. Dein Herz rief uns nicht, so hatten wir keine Macht, dir zu nahen. In jene Gebiete können wir nur eindringen, wenn wir gerufen werden. Erst als du bei den gläsernen Herren weiltest und die gefangenen Unsigen sahst, gedachtest du unser. Deine erwachte Liebe zwang uns herbei.»

«Wo ich war?» sprach Melchior und suchte in seinem Gedächtnis. «Ich weiß nur noch, man hielt mich gefangen. Unbekannte wollten mich richten. Ich aber hieb

meinem Henker den Kopf ab. Dann hatte das Meer alles verschlungen. Ich wanderte weit. Der Weg versank hinter mir. Wölfe fielen mich an in frostiger Nacht. Sterbende Welt zog mich in schwülen Duft. Wie ich entrann, ist mir entschwunden, obgleich es erst gestern war . . .»

«Erst gestern?» rief Fo aus, «schau her!» Und er führte ihn an einen kleinen See, den die Gebüsche bisher verborgen gehalten. Melchior schaute auf die mondhelle Fläche und gewahrte sein Spiegelbild. Seine Haare waren weiß. Seine Haut runzlig. Seine Augen eingefallen. Melchior schrak zurück.

«Fürchte dich nicht, Melchior», sagte Fo, «nun bist du unter den Deinen. Und wenn du gekreuzigt worden, bist du ganz unser.»

Und Fo nahm Melchiors Gesicht zwischen seine kühlen Hände und küßte ihn sanft auf die Stirn. Da fühlte Melchior, wie alles, was er erlebt, ihm fremd wurde und ihn nur noch in undeutlichen Bildern umschwebte. Fo küßte ihn auf beide Augen – und die Bilder zergingen in Funken. Fo küßte ihn auf den Mund – und alles war tief versunken.

«Folge mir», sagte Fo und führte ihn wieder zu den andern zurück. Erste Dämmerung graute. Ein warmer Windhauch zischte weckend durchs Gras.

«Nun wirst du ans Kreuz geschlagen», sprach Fo, «dein Blut ergießt sich in die Welt und du wächst jung aus dem Boden empor.»

Und er wandte sich zu den Knaben und rief:

«Richtet das Kreuz auf!»

Ein lautes Jubelgeschrei antwortete:

«Kreuziget, kreuziget ihn!»

Melchior schaute auf und sah in der Mitte der Wiese ein gewaltiges Kreuz in den heller werdenden Himmel

ragen. Im nächsten Augenblick wurde er von den Knaben gepackt und zum Kreuze geschleppt. Er ließ alles mit sich geschehen. Ein Knabe trat an ihn heran, einen matt leuchtenden Dornenkranz in der Hand. Der Kranz war aus Licht gewunden. Die Dornen glommen in zukkenden Strahlen.

«Knie nieder, Melchior!» rief er mit heller Stimme.

Melchior gehorchte. Und der Knabe drückte ihm den Kranz aus bleichendem Mondlicht in die Haare. Die Strahlen ritzten seine Stirn. Blutstropfen quollen hervor und rannen über sein Gesicht. Doch ihm war, als streiften kühle Blumenblätter seine Stirn. Ein leichter Schwindel machte ihn schaudern.

Da ergriffen ihn zwei Knaben an den Schultern und trugen ihn, auf den zwei schmalen Leitern, die an den beiden Kreuzesarmen lehnten, aufwärts kletternd, hoch empor. Andere kletterten ihnen nach, setzten sich rittlings auf die Balken und hielten Melchiors Arme fest, der mit aufgerissenen Augen in die erste Morgenröte starnte.

Der Stamm des Kreuzes dünkte ihn weich wie geballter Nebel. Die blitzenden Nägel, welche die Knaben durch seine Hände und Füße trieben, fühlten sich wie kalte Schatten an, die spitz in sein Fleisch eindrangen. Sein ganzer Leib schien ihm ein leichter Schatten.

So hing er, ein Schatten, am Schatten eines Kreuzes, hoch zwischen Himmel und Erde, das Gesicht der langsam aufgehenden Sonne zugekehrt. Aber er sah nichts mehr. Himmel und Erde versanken ihm in eins.

Da traf ihn der erste Sonnenstrahl in die Brust und riß seinen Leib auf. Schäumend entstürzte sein Blut in gewaltigem Strom.

Wieder sehend geworden, sah er es sich in zahllose Arme zerteilen, tief in der Erde verschwinden, durch

dunkles Adergewirr hin- und hereilen, an tausend Stellen empordräängen, hervorquellen, durch Felsen sich zwängen, zerstäubend über Klippen springen, in trunkenrer Ruhe weiterströmen und sich ins Endlose verlieren.

Er blickte in die Höhe. Und aus seinen Augen hob sich schwebend blauer Himmel und wölkte sich über ihm. Aus der Erde stieg schwelender Saft in ihm empor.

Nicht mehr hing er an einem Kreuz. Er selber war Erde und Kreuz. Wurzeln drangen tief in nächtigen Grund und sogen feuchte Glut ein.

Seine ausgestreckten Arme zersprossen in wildes Gezweig. Sein Kopf hob sich ins Ungeheure. Seine grünen Haare wehten im Winde. Helle Quellen brachen unter seinen Wurzeln hervor.

Und wie er horchte, wurde sein Hören zu Flötentönen: Fo saß in seinem Schatten und spielte auf einem Weidenrohr.

Die ganze Schar geriet bei seinem Spiel in kreisenden Taumel. Leiber streckten sich, schrumpften zusammen; Glieder dehnten sich, krümmten sich, wurden dicker, schmäler, stumpfer, schwerer und leichter; neue Gesichter warfen die alten wie Larven ab. Ein Zucken, Zappelein, Zerren, Sich-Winden . . .

Und schon flogen einige Knaben als große Vögel auf, schwirrten im Sonnenlicht und nisteten in Melchiors Haaren. Löwen umschmeichelten seinen Stamm sanft und gefriedet. Schlangen umringelten ihn funkelnnd. Tiger kauerten im Gebüsch und blinzelten träge. Lämmer hüpften spielend um Löwe und Tiger. Rehe lagerten unter seinen Zweigen. Rosse tranken von seinen Quellen.

Immer mehr und mehr drängten sich herbei: Leo-

parden, Rinder, Hirsche, Bären, Wölfe, Füchse. Alle schrien und riefen, brummten und girrten, fauchten und brüllten, heulten und blökten. Lauter und lauter tönte Fos Flöte. Aus allen Büschen schauten lauschende Gesichter hervor.

Da brach es wie ein Schrei aus Melchior. Und während er mit rotem Munde schrie, war er ein anderer geworden. Ein Knabe stand er unter Scharen von Knaben.

Von Fos Flötenspiel umklungen, sangen sie weit über die Morgenwiesen:

«Alle Tiere kehren wieder
in den Garten Eden . . .»

Als der Gesang verstummte, legte Fo seine Flöte beiseite, trat auf Melchior zu, nahm seine Hand und fragte ihn:

«Du hattest einen Namen. Weißt du ihn noch?»

Melchior stutzte und sann nach. Eine gestaltlose Erinnerung wollte in ihm auftauchen, sank aber sofort wieder in wogendes Dunkel zurück. Endlich sagte er:

«Ich weiß nicht. Ich kann mich nicht besinnen. Bin ich nicht immer bei euch gewesen? Habe ich geschlafen und nur meinen Traum vergessen?»

«Wir hatten einst alle andere Namen», erwiederte Fo, «bevor wir gekreuzigt wurden. Wir wissen sie nicht mehr. Wer in die Schar aufgenommen wird, erhält von einem seiner Gefährten einen neuen Namen. Doch das ist nicht dein wahrer Name. Den erfährst du im Reich. Wir dürfen ihn hier niemals aussprechen. Erführen ihn Feinde, sie könnten dich zum willenlosen Knechte machen.»

«Du sprichst vom Reich?» fragte Melchior, «von welchem Reich?»

Fo antwortete:

«Von *unserem* Reich. Dort sind wir zu Hause. Dort spielen wir um die alten Brunnen und trinken von ihrem heiligen Wasser. Dort schauen wir in schwarzen Spiegeln alles, was wir gewesen. Dort sind wir noch einmal alles, was wir gelebt. Aus den dunklen, blitzenden Flächen treten die tausend Gestalten, die wir vor unserem Eingang ins Reich aus uns entlassen müssen, und gehen wieder in uns ein, damit wir neue Wanderrung beginnen können.»

«Und warum müssen wir wandern?» fragte Melchior.

«Willst du nicht überall sein?» entgegnete Fo, «willst du nicht Wind sein und Regen? Willst du nicht Baum sein und Gras? Willst du nicht mit der Abendröte fliegen und im Monde zerschmelzen? Willst du nicht jedes Tier sein und jeder Mensch? Aus jedem Munde sprechen? Mit jedem Auge schaun? Wir entgleiten in jede Gestalt und aus jeder Gestalt. Wo wir erscheinen, löst sich alles in Wirbel und Wechsel auf und nichts hat Bestand.»

«Wann kommen wir aber ins Reich?» fragte Melchior von neuem.

«Heute oder morgen oder in ungezählten Jahren. Was gilt uns Zeit? Wir können plötzlich an einer Wegkreuzung stehn und der eine der Wege führt aufwärts ins Reich. Oder es dehnt sich in fernen goldenen Ufern hinter einem großen Wasser. Oder wir öffnen die Tür eines fremden Hauses – und sind angelangt. Überall können wir an seine Grenzen stoßen. Bis dahin müssen wir wandern. Wenn wir verweilen, gelangen wir niemals hin.»

«Und wohin wandern wir jetzt?»

«Immer weiter, hierhin und dorthin», sagte Fo und in seinen Augen blitzte es auf, «dicht vor uns liegt eine

große Stadt. Wen wir davonziehen, wird unsere Schar größer geworden sein. Und in der Stadt wird niemand mehr aus noch ein wissen . . . Doch du mußt einen Namen haben. Wer soll ihn dir geben? Von wem du den Namen erhältst, der ist dein Weggenosse, wenn die Schar sich zerstreut und wir einzeln umherschweifen.»

Melchior sah Fo lange an und fragte dann:

«Willst *du* mit mir ziehen?»

«Wir haben einander gerettet», sagte Fo, «so bleiben wir beisammen.»

Und er winkte den Knaben, die herbeieilten und einen Kreis um sie schlossen. Dann sprach er feierlich:

«Du sollst Li heißen!»

«Li, Li, Li!» riefen die Knaben und der neue Name wurde von Munde zu Munde gegeben.

KOMMENTAR

Das zehnte Kapitel: «Die Kreuzigung und die Tiere»

In diesem Kapitel werden neue Aspekte Fo's und seines Reiches offenbar: Er enthüllt sich als Mondgott und Wassergeist, ja als ein Gott der Tiere und der Natur in ihrem paradiesischen Aspekt vor dem Sündenfall. In seinem Reich findet die ersehnte «Apokatastasis pantōn» statt, bei der die Sünde Adams, die Schuld der menschlichen Bewußtwerdung, gesühnt wird. Die Rebe verbindet Fo mit Dionysos, die Flöte mit Pan und das Kreuzigungs- und Todesmotiv, – wie schon in den Gaben der beiden Knaben an den alten Lindenhuis angedeutet worden war – mit Christus.

Psychologisch gesehen gehört ja Christus zum Typus all jener früh sterbenden Sohngötter des vorderen Orients, wie etwa Tammuz, Attis, Adonis und Osiris.³⁶ Auf einer antiken

³⁶ Vgl. C. G. Jung, Symbole der Wandlung I. c. p. 377 ff.

Weihinschrift ist er sogar mit Dionysos in eins gesetzt. Solche Gleichsetzungen – von den Apologeten heftig bekämpft- stellten Versuche dar, eine Brücke von den alten Mysterienreligionen zum neuen Gottessymbol zu finden, um das neue christliche Symbol seelisch zu assimilieren. Allerdings bestand bei solchen Gleichsetzungen die Gefahr, daß dadurch die «neue Botschaft» wieder in die heidnische Vorwelt zurückgesogen würde. Einerseits ermöglicht jede religiöse Erneuerung einen Bewußtseinsfortschritt nur dann, wenn sie klar in ihren *neuen* Aspekten verstanden ist, – entfernt sich aber andererseits das Neue allzu weit von der instinktiven Basis, so wird eine Rückverbindung mit der archetypischen seelischen Grundlage notwendig, damit das Alte im Neuen integriert doch auch noch weiter mitleben kann. Aus letzterem Grunde hat die sich bildende Kirche so viel Kunst- und rituelle Symbolik aus den antiken Mysterienreligionen übernommen, um in richtigem Maß Altes und Neues zu verbinden.

Das archetypische Bild, welches Christo im Bereich des germanischen Mythos entspricht, ist einerseits Baldur, andererseits aber Wotan, insofern letzterer neun Tage, gesperrt im Weltbaum hängend, einen freiwilligen Gottestod litt, um ein neues Bewußtsein (die Kunde der Runen) zu erlangen. Dieses Wotanmotiv drängt sich bei der Kreuzigung Melchiors vor, insofern er sich und das Kreuz allmählich zum *lebenden* Baume werden fühlt. Man denkt auch an das in der Fichte hängende Bild des Attis, das in Rom bei den Prozessionen herumgetragen wurde.

Das Motiv des lebenden Baumes (als Kreuz) ist insofern sinnvoller denn das tote Holz, weil ja die Kreuzigung zunächst die Qual des Menschen symbolisiert, der mit dem Größeren in sich, nämlich Gott, zusammenprallt, d. h. die Qual höherer Bewußtwerdung, welche durch einen inneren Tod des Ich hindurch führt. Das Kreuz stellt daher eigentlich den inneren Lebensprozeß dar, der über einen Tod des Ich zur Bewußtwerdung führt. Als solches ist es nicht nur ein Marterinstrument, sondern auch etwas Lebendiges, das

sich aber über das Ego hinweg durchsetzt. Der leidende Mensch im lebenden Baum ist darum in Vielem ein sinnvolleres Bild für diesen Vorgang als das konventionelle Bild, denn die Kreuzigung führt nicht nur zu neuem Leben, sie *ist* der neue Lebensprozeß selber, der sich beim Tod des bisherigen Menschen offenbart.³⁷ Im Frühchristentum mußte zwar der Akzent auf dem Todesmotiv liegen, um die Schärfe des ethischen Konfliktes zu veranschaulichen, doch liegt auch im vorchristlichen Bild des im lebenden Baum hängenden Gottes ein tiefer Sinn, den die dichterische Intuition des Autors wieder aufgegriffen hat. In der mittelalterlichen Kunst wurde in ähnlicher Art auch schon das Kreuz ebenfalls oft in einen Lebensbaum abgewandelt.

Als Melchior in der Nachfolge Fo's die Kreuzigung erleidet, geschieht jedoch etwas, das vom psychologischen Gesichtspunkt besehen, bedenklich wirkt; er fühlte den Stamm des Kreuzes nur noch wie geballten Nebel, die Nägel wie Schatten. «Sein ganzer Leib schien ihm ein leichter Schatten. *So hing er, ein Schatten am Schatten des Kreuzes.*» Dieser Realitätsverlust nimmt dem menschlichen Leiden sein Gewicht und seine Würde. Es erinnert an die Lehre des Doketen, Christus hätte nur scheinbar am Kreuze gelitten, in Wirklichkeit sei er als Gott dem Leid enthoben gewesen. Melchior wird der Qual durch einen ekstatischen Zustand entrückt, und er wird eins mit dem Gott in der Natur: Er zerfließt völlig in unbewußte Grenzenlosigkeit.

Die relative Entwertung des Leidensmomentes entspricht mutatis mutandis der Art, wie sich Melchior schon zuvor der Exekution im Reiche von Späts entzogen hatte – von dem weißen Vogel dazu ermutigt. Die geistige Ekstase (der Vogel ist ein Symbol des Geistes) entrückt ihn der Qual des Menschseins und heilt zwar seine Leiden, zugleich aber unterstützt es seine ethische Unverantwortlichkeit gegenüber dem Problem des Bösen. Die wirkliche Natur ist ja kein Garten Eden voller Unschuld, sondern bei aller Schönheit

³⁷ Vgl. C. G. Jung, ebenda, p. 394, 422 und 733.

auch voller Grausamkeit und Finsternis – ein Aspekt, der jedem gefühlsstarken Menschen eine ernste Frage stellt. Nur der Intellektuelle und der Aesthet können sich darüber mit einer leicht hingeworfenen philosophischen Phrase hinwegsetzen. Wer dies tut, erleidet die Kreuzigung nicht ganz und nimmt auch die grausame Finsternis der Natur in sich selber nicht ganz ernst. Damit fehlt dann ein Element, das zum Wesen des Menschen gehört, nämlich daß er sich in Kritik und Gefühlsauflehnung gegen das Dunkle in Gott und in der Natur absetze und leidend eine Frage stellt, die nur Gott ihm im eigenen religiösen Erlebnis beantworten kann. Wer dies nicht wagt, bleibt ein «Schatten» und seine Kreuzigung ist auch nur diejenige eines Schattens. Der verzweifelte Aufschrei Christi am Kreuze hingegen bedeutet erst die Offenbarung seines eigentlichen Menschseins, und es ist kein Zufall, daß gerade Christi *Herz* vom Speer des Longinus durchbohrt wurde, denn es ist das *Herz*, das religiöse *Gefühl*, das solche Fragen an Gott stellt. *Es hängt darum wohl auch wieder mit der Schwäche von Melchiors Gefühl zusammen, daß er die Kreuzigung nur schattenhaft erlebt.*

Die relative Entwertung des individuellen Leidens könnte auch mit dem Einfluß östlicher Vorstellungen zusammenhängen, welche in dem Roman bemerkbar werden, z. B. im Namen Fo (Buddah) für den göttlichen Knaben, oder in der Idee der Reinkarnation, die das Werk durchzieht.

Wenn es auch aus vielen Gründen überhaupt Mode und z. T. mehr als nur Mode ist, suchend nach Osten zu blicken, so scheint mir doch in der Psyche des deutschen und nordischen Menschen noch eine besondere Affinität zu östlichen Ideen und Lehren zu bestehen. Dies liegt wohl einerseits an der Tatsache, daß diese Völker ihr Bestes mehr in der Introversion als in äußerem Expansionsstreben leisten und auch daran, daß sich in ihrer religiösen Veranlagung eine Ausrichtung auf das Problem des «Sinnes» (mehr als dem der rationalen Kausalitätsverbindung aller Ereignisse) findet, eine Neigung, welche die Germanen mit der Mentalität des Ostens verbindet.

Der Introvertierte neigt von Natur offenbar mehr dazu, seine Aufmerksamkeit der Frage zuzuwenden, welchen Sinn die Anordnung innerer und äußerer Ereignisse habe, als daß ihn primär die Frage nach Ursache und Wirkung fesselt. Die ganze Wissenschaft des Ostens – vom Westen bis heute als «Aberglaube» verachtet – richtet sich nach dieser Frage, in welcher natürlich das Problem der zeitlichen Koïnzidenz von Ereignissen besonders wichtig wurde. Mit anderen Worten suchte man im Osten herauszufinden, welchen Sinn der zeitliche Zusammenfall gewisser Ereignisse ausdrücken könnte: wieso «belieben» z. B. das Erscheinen von dunklen Vögeln, das Ver dorren eines Lieblingsbaumes, das Zerbrechen von vertrauten Gegenständen und das gleichzeitige Auftreten gewisser Traummotive beim Tode eines Menschen scheinbar «zufällig», d. h. ohne nachweisbaren Kausalzusammenhang aufzutreten? Jung hat solche sinnvolle Koïnzidenzen als Synchronizitätsphänomene bezeichnet und versucht, den Begriff der Synchronizität als wissenschaftlich gleichberechtigte Begriffskategorie für die Erforschung der Natur und des Zusammenhangs zwischen Außen- und Innenwelt einzuführen.³⁸

Er fand, daß wo immer solche «sinnvolle» Ereignisballungen stattfinden, eigentlich ein archetypisches Motiv darin in Erscheinung tritt, was sich durch die Beobachtung von Träumen beim beteiligten Beobachter nachweisen läßt. Bis heute haben wir sonst keine Methoden entwickelt, um diese Geschehenszusammenhänge zu erforschen, mit Ausnahme vom *mantischen* Verfahren, wie sie im Osten durch Loswerfen oder Stäbeteilen (im ältesten Kulturdokument Chinas, dem Buch des J-Ging) und überall auch im Westen in Astrologie und Geomantie ausgebildet wurden. Auch die alten Germanen haben sich fast ausschließlich mantischer Methoden bedient, um den Willen ihrer Götter zu erkunden. Die Runen dienten ursprünglich diesem Zweck. Wäh-

³⁸ Vgl. C. G. Jung und W. Pauli: Naturerklärung und Psyche. Zürich, 1952, passim.

rend überall sonst im Westen dieser Überrest «primitiver» magischer Denkweise längst von dem rationalen kausalen Denken abgelöst wurde, scheinen die Deutschen im Geheimen eine gewisse Anhänglichkeit an diese Denkweise, *nicht zu ihrem geistigen Nachteil*, bewahrt zu haben und darin liegt wohl auch ein Grund für die besondere Affinität des Deutschen zu östlichen Ideen. Man darf wohl sagen, daß sich, mit Schopenhauer angefangen, besonders viele bedeutende Deutsche dem Einfluß des Ostens innerlich geöffnet haben. Natürlich entspricht dies überhaupt einer allgemeinen Tendenz der westlichen Kultur heutzutage, die darauf beruht, daß wir dringend einer Vertiefung nach innen und einer Zuwendung zum subjektiven Faktor und damit zur Seele bedürfen.

Solche Tatsachen haben wohl bewußt-unbewußt Bruno Goetz mit dazu veranlaßt, das Land des Fo nicht nur als Reich der Erdmutter und des germanischen Urbrunnens zu beschreiben, sondern ihm auch Nirvana-Qualität zu leihen und es (im Widerspruch zum Nirvana Buddhas) als einen Ort zu bezeichnen, wo in immerwährendem Wechsel Inkarnationsprozesse beginnen und enden in einem endlosen nebelhaften Gestaltenwandel der Knaben.

Der Name *Li*, den Melchior erhält, könnte sich auf das chinesische Wort *Li* beziehen, welches «haftan etwas», «bedingt sein» bedeutet,³⁹ im erweiterten Sinn bedeutet *Li* ferner auch Feuerschein, Klarheit, Verstandesklarheit, Vernunft. Melchior sollte ja seiner inneren Berufung nach den Konflikt zwischen von Spät und Fo «aufhellen», d. h. bewußt machen, er sollte Licht in das nebelhafte unbewußte Reich dieser zwei feindlichen Götter tragen, denn ohne es zerfließt dort alles ins Gestaltlose und bleibt im «Reich der Mütter» für immer verstrickt. Einen Augenblick lang versucht er das gestaltende Bewußtseinsprinzip

³⁹ Vgl. Richard Wilhelm: J-Ging, Das Buch der Wandlungen. Diederichs, Jena. Kap. No. 30 (*Li*). Dieses Buch war Bruno Goetz bekannt.

zu retten, als er Fo fragt: «Warum müssen wir wandern?» Aber er erhält die Antwort: «Willst du nicht überall sein? Willst du nicht Wind sein und Regen? Willst du nicht Baum sein und Gras? Willst du nicht mit der Abendröte fliegen und im Mond zerschmelzen? Willst du nicht jedes Tier sein und jeder Mensch? Aus jedem Munde sprechen? Mit jedem Auge schaun? Wir entgleiten in jede Gestalt und aus jeder Gestalt. Wo wir erscheinen, löst sich alles in Wirbel und Wechsel auf und nichts hat Bestand.» –

Hier, bei dieser Frage, hätte Melchior-Li reagieren, eingreifen und widerstehen müssen, aber wieder ist er zu schwach! Und so blitzt in Fo's Augen ein zerstörerischer Aspekt seines Wesens auf: er will nun mit seinen Knaben ins Menschenreich ausziehen, um dort Auflösung und Verwirrung zu stiften. In diesem Augenblick kündet sich jene Vervielfältigung des «Selbst» an, welche Jung als Anzeichen einer gefährlichen Auflösung beschreibt, und welche immer dann eintritt, wenn das Ich noch zu schwach und den kollektiven Werten zu viel verfallen ist, um eine selbständige ethische Gefühlseinstellung zum Leben zu finden.

DRITTER TEIL

DIE TAT

ELFTES KAPITEL

STUHLBRESTENBURG

Die Residenzstadt Stuhlbrestenburg verdankte ihr seltsames Aussehen einer witzigen Laune Walters des Zweiten, jenes lustigen Königs, in dessen Regierungszeit der große Brand gefallen war, der fast die ganze Stadt vernichtet hatte. Als an ihren Wiederaufbau geschritten wurde, da war der alte König auf den kuriosesten Einfall seines Lebens gekommen. Er stellte es sich als überaus spaßhaft vor, die meist bis zum ersten Stockwerk stehen gebliebenen massiven Mauerreste nicht abtragen, sondern auf ihnen, als dem Erdgeschoß, die neuen Häuser in einer ganz anderen, luftigeren Bauart errichten zu lassen, so daß jedes Haus deutlich erkennbar aus einem alten und einem neuen Teil bestehen würde; überdies sollte, um diesen Unterschied für das Auge noch mehr hervorzuheben, verboten werden, die schwärzlichen alten Teile zu übertünchen, die neuen Überbauten dagegen sollten eine weißliche oder rosige Färbung tragen.

Ungeachtet des Widerstandes eines erheblichen Teiles der Einwohnerschaft setzte Walter der Zweite nach langem Hin- und Herreden seinen Willen durch. Die Erdgeschosse der aus den Trümmern wiedererstandenen Stadt wuchteten wie früher schwer und finster mit kleinen niederen Fenstern auf der Erde, über ihnen er-

hoben sich aber, hell, zierlich und gebrechlich, schnörkelhafte Gebilde mit schmalen hohen Fenstern.

Alle diese Häuser hatten weitläufige Kellerräume, unter denen sich noch tiefer gelegene, miteinander in Verbindung stehende, teilweise verschüttete Wölbungen und Gänge hinzogen, die aus der Zeit stammten, da Stuhlbrestenburg noch eine Festung war.

Dort befanden sich die Schlupfwinkel der lichtscheuen Elemente der Stadt. Trotz aller Bemühungen war es noch niemals gelungen, sie ausfindig zu machen. Die kühneren Polizeimannschaften, die, in der Hoffnung auf reiche Belohnung, durch die wenigen ihnen bekannten Zugänge zu diesen Gewölben bei Gelegenheit in sie eingedrungen waren, hatten sich nicht zurechtfinden können, waren in vermauerte oder eingestürzte Gänge geraten und nach langem Umherirren immer wieder unverrichteter Sache abgezogen.

Infolgedessen nahm die Unsicherheit in Stuhlbrestenburg erschreckend zu. Je reicher die Stadt wurde, je weiter sie sich ausdehnte, desto dichter bevölkerten sich die geheimnisvollen Gewölbe. Die verbrecherischen Existenzien des ganzen Landes schienen magisch von ihnen angezogen zu werden und fanden in der Residenz ihr reichliches Auskommen.

Man vermutete, daß die ärmeren Bevölkerungsschichten, die überall die alten Erdgeschosse bewohnten, in denen, ihrer unwohnlichen Finsterkeit wegen, sonst niemand hausen wollte, in geheimer Verbindung mit den Verbrechern standen und ihnen Hilfe leisteten. Es hatte aber niemals etwas derartiges nachgewiesen werden können. Auffällig war nur, daß diese Schichten in Stuhlbrestenburg einen mürrischeren, aufrührerischen, selbstbewußteren Eindruck machten als irgendwo anders.

Doch das hing vielleicht mit dem ganzen Charakter der Stadt zusammen, der sich deutlich von dem der übrigen Städte des Landes unterschied. Stuhlbrestenburg lag in einer weiten feuchten Ebene unter einem fast immer bedeckten Himmel. Die Luft hatte in dieser Gegend etwas seltsam Erregendes und zugleich Niederrückendes. Die Menschen verbrauchten sich rasch und lebten heftig und gierig. Arm und reich waren arbeitsam und ausschweifend. In keiner anderen Stadt gab es soviele Fabriken, Kirchen und Vergnügungsstätten jeder Art. Überall sah es schwül und irgendwie unsauber aus. In den Wohnungen hatte man das Gefühl, als saugten die neuen Wände aus den alten Grundmauern immer von neuem giftige Feuchtigkeit ein.

Seit einigen Tagen ging es in Stuhlbrestenburg unruhig her. Es war der Polizei gelungen, eines der in den unterirdischen Verstecken hausenden Verbrechers habhaft zu werden. Dieser hatte sich gegen hohe Belohnung und Zusicherung völliger Straflosigkeit bereit gefunden, alle ihm bekannten Zugänge zu den Gewölben zu verraten, weigerte sich aber, den Polizeimannschaften dort unten Führerdienste zu leisten, da er für sein Leben fürchtete, wenn ihn seine früheren Kameraden zu sehen bekämen. Auch warnte er die Beamten davor, sich hineinzuwagen, man habe sich dort gegen alle Überraschungen gesichert.

Die Behörden überlegten lange, was zu tun sei, denn sie wollten diesen unleidlichen Zuständen, die das Tun und Treiben der Bürger immer mehr zu einem gewagten Abenteuer machten, alle ihre Gewohnheiten störten und das ganze Gefüge ihres Zusammenlebens ernstlich bedrohten, endlich einmal ein Ende machen.

Nach ausgiebigen Beratungen beschloß man, die Zugänge zu besetzen und die Verbrecher auszuhungern.

Denn in der ärmeren Bevölkerung begann es immer bedenklicher zu gären. Mehr denn je war man bei den Behörden davon überzeugt, daß diese Schicht mit den Verbrechern gemeinsame Sache mache, zumal einige der verratenen Zugänge sich tatsächlich in alten Erdgeschoßwohnungen befanden. Man hatte die Insassen der betreffenden Wohnungen verhaftet und eine im übrigen erfolglose Haussuchung bei ihnen veranstaltet, mußte sie aber wegen mangelnder Beweise wieder auf freien Fuß setzen, wodurch die Aufsässigkeit der Übrigengen noch beunruhigendere Formen annahm. All diesen unerfreulichen Erscheinungen glaubte man durch die Aushungerung der «Unterirdischen» mit einem Schlag ein Ziel setzen zu können.

Gerade in diesen Tagen wurde aber aus der benachbarten Kreisstadt Rattenhusen eine Reihe von Vorkommenissen gemeldet, die, durch das Gerücht vergrößert, die Stuhlbrestenburger Bürger in eine noch stärkere Erregung versetzten und sie ihre eigenen mißlichen Angelegenheiten fast vergessen machten.

Es hatte damit begonnen, daß der Religionslehrer Flamm des Rattenhuser Gymnasiums, ein kleiner, gebückter Mann mit verbissenen Zügen, der bei den Schülern seines Fanatismus und seiner Strenge wegen verhaßt war, mitten in der Stunde plötzlich seinen Vortrag unterbrach, entsetzt einen Schüler anstarrte, jäh aufsprang, den Schüler mit einem fremden Namen anredete, in die Knie vor ihm sank, seine Hände küßte und ihn jammernd um Verzeihung bat. Die überraschten Schüler holten den Direktor herbei und Flamm wurde ins Lehrerzimmer gebracht, wo er erst einige Stunden später wieder zu Verstand kam.

Nachdem er zuerst alle Erklärungen verweigert, erzählte er schließlich folgendes:

Es war vor mehr als zwanzig Jahren gewesen, da hatte Flamm einen Schüler von schmächtiger Gestalt mit stolzem, schmalem Gesicht und langen, lockigen Haaren. Dieser Schüler erregte seinen Haß. Er war sehr begabt, aber von unbotmäßiger Gesinnung und trug fortwährend eine überlegene Heiterkeit zur Schau. Flamm versuchte ihn auf jede Weise zu demütigen, es war aber vergeblich. Er begann ihn auch außerhalb der Schule zu beobachten und stellte bald fest, daß er zuweilen in nahe gelegenen Dörfern mit fremden, wunderlich gekleideten Knaben zusammentraf. Nach solchen Zusammenkünften benahm er sich in der Schule immer ganz besonders herausfordernd. Flamm ging darauf zum Vater des Schülers, berichtete ihm, was er beobachtet, warnte ihn vor der schlechten Gesellschaft, die seinen Sohn augenscheinlich in seinem Ungehorsam bestärke, und schlug vor, den Jungen zu ihm selber in Pension zu geben, damit er durch verschärfte Aufsicht jenen übeln Einflüssen entzogen werden könne, – sonst würde er unfehlbar auf Abwege geraten und niemals zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft werden. Der Vater war nach einigem Bedenken einverstanden. Als der Junge aber zum Lehrer übersiedeln sollte, war er verschwunden und hatte einen Brief zurückgelassen, aus dessen dunklen Andeutungen man entnehmen konnte, er beabsichtigte aus dem Leben zu scheiden. Alle Nachforschungen blieben erfolglos.

Und nun, erzählte Flamm weiter, habe er vor wenigen Stunden zu seinem Entsetzen beobachtet, wie das Gesicht des Schülers Ranke, der in der ersten Reihe saß, sich allmählich in das Gesicht jenes seit zwanzig Jahren verschollenen Schülers verwandelt habe. Zuerst seien es nur die Augen gewesen. Rankes Augen seien sanft und braun, auf einmal habe er aber die starren

grauen Augen des Verschwundenen gehabt und in wenigen Minuten völlig seine Gestalt angenommen.

«Ich war so erschrocken», fuhr Flamm schluchzend fort, «daß ich kein Glied röhren konnte. Nach zwanzig Jahren, bedenken Sie, nach zwanzig Jahren! So eine Niedertracht! So eine Bosheit! Und er war doch tot! Trotzdem saß er da und sah mich an, unbeweglich und unausgesetzt, als ob ich an seinem Tode schuld sei. Ich weiß nicht mehr, wie mir geschah. Es riß mich hoch und ich mußte vor ihm niederfallen und ihn um Verzeihung bitten. Er hätte mich sonst gemordet. Ich konnte seinen Blick nicht ertragen.»

Einige ältere Kollegen Flamms erinnerten sich tatsächlich jenes rätselhaften Verschwindens. Alle waren aber tief erstaunt, daß Flamm, der ihrer Ansicht nach damals vollkommen recht gehandelt, jetzt, nach zwanzig Jahren, seinen Verstand darüber verlor. Denn man hielt seine Aussagen für die fixen Ideen eines Irrsinnigen.

Es wurde in die Wohnung des Schülers Ranke geschickt. Man wollte ihn Flamm vor Augen führen, damit er sich womöglich von der Unhaltbarkeit seines Wahnes überzeuge. Der Schuldiener kehrte aber ohne Ranke zurück und meldete, dieser liege krank zu Bett und sei heute überhaupt nicht in der Schule gewesen.

Das Staunen der Lehrer erreichte seinen Höhepunkt. Es war ja widersinnig; sie selbst hatten Ranke in der Klasse gesehn und mit ihm gesprochen, alle seine Mitschüler waren mit ihm zusammengewesen. Man erkundigte sich in den Wohnungen der Schüler, erfuhr aber, daß die meisten von ihnen seltsamerweise nach der Schule nicht nach Hause gekommen seien; die übrigen bestätigten, Ranke habe dem Unterricht beigewohnt. Der Direktor suchte nun Ranke persönlich auf und fand ihn in hohem Fieber liegen. Seine Eltern versicher-

ten, er sei schon seit gestern abend krank. Der Direktor war ratlos.

Am nächsten Morgen erschien mehr als die Hälfte der Klasse nicht zum Unterricht. Sofortige Nachfragen ergaben, daß diese Schüler auch über Nacht nicht zu Hause gewesen waren. Die Polizei wurde alarmiert. Im ganzen Lande wurde gesucht. Es war aber vergebens. Niemand hatte sie gesehen. Nirgendwo erfuhr man etwas über ihren Verbleib.

Einen Tag später war von einem noch unerhörteren Vorkommnis die Rede. Der bekannte Direktor der Rattenhuser Diskontogesellschaft, Clemens Rotbuch, ein etwas weibisch aussehender Sonderling mit schrullenhaften ästhetischen und theosophischen Neigungen, hatte sich um die Mittagszeit, als das Personal abwesend war, in die Bank begeben und von einem Fenster des ersten Stockes aus alles in der Bank befindliche Geld mit verbindlichem Lächeln auf den um diese Zeit sehr belebten Marktplatz geworfen, wo das Publikum, das nach den in der Luft herumfliegenden Hundert- und Tausendlalerscheinen haschte, in einen so unbeschreiblichen Taumel geriet, daß es zu einer wüsten Rauferei kam. Zwei Tote und mehrere Schwerverletzte waren zu beklagen.

Clemens Rotbuch wurde ergriffen und ins Irrenhaus befördert. Nachdem er wieder zu sich gekommen war und man ihn ausfragen konnte, erklärte er, am Vormittag seien zwei Knaben in Wetterkragen und Lederkappen zu ihm gekommen und hätten ihm streng anbefohlen, alles das auszuführen, was er dann tatsächlich getan. Es sei ihm jetzt völlig unbegreiflich, wie er dazu gekommen, ihnen Folge zu leisten, er habe wie unter einem Zwange gehandelt und sei nicht mehr Herr seiner selbst gewesen.

Die Ärzte glaubten aus alledem entnehmen zu können, bei Clemens Rotbuch, den man schon lange für schwer nervenleidend gehalten, sei jetzt endgültig der Wahnsinn ausgebrochen. Aber bald kamen Nachrichten aus allen Teilen der Stadt, überall seien derartige Knaben aufgetaucht und verleiteten die Einwohnerschaft zu den unwahrscheinlichsten Handlungen. Alle schienen sich ihnen gegenüber vollkommen wehrlos zu fühlen und ohne Widerspruch auszuführen, was jene verlangten.

Damit aber noch nicht genug, hatte man am gleichen Tage die Tore des Gefängnisses offen vorgefunden. Die Wächter lagen gebunden und geknebelt im Hühnerstalle, und der Gefängnisdirektor hockte in voller Uniform auf einer Stange, schlug mit den Armen wie mit Flügeln und krähte laut und durchdringend. Sämtliche Gefangene waren entwichen. Man vermutete, sie hätten sich nach Stuhlbrestenburg gewandt und hielten sich dort bei den «Unterirdischen» verborgen.

«Wir können uns diese Ereignisse», schrieb der «Rattenhuser Bote» in seinem Leitartikel, «nur als eine Art Massenpsychose erklären. Wie wäre es sonst möglich, daß eine Schar zuchtloser Halbwüchslinge, die offenbar der durch die Lektüre von Sherlock Holmes, Karl Marx und Alexander Dumas vergifteten proletarischen Jugend angehören, unter der Maske mystischer Sendboten unsere Bürgerschaft zu Handlungen verleiten, die allen Sitten und Gepflogenheiten geradezu ins Gesicht schlagen. Aber das ist die Folge jener Hast und Neuerungssucht, die zu den treibenden Kräften unserer Zeit gehört. Was gestern noch ein Wunder schien, ist heute zum alltäglichen Ereignis geworden, so daß auch die nüchternsten Menschen oft nicht mehr das Unmögliche vom Möglichen zu unterscheiden wissen. In diesen stür-

mischen Zeiten, wo alles drunter und drüber geht, können wir daher unseren verehrlichen Mitbürgern nur raten, unglaubliche Dinge erst dann für glaubwürdig anzusehen, wenn sie amtlich bestätigt worden sind. Wir müssen täglich umlernen, bedürfen deshalb aber auch eines festen Halts. Und der einzige ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht bleibt immer noch die amtliche Sanktionierung. *Sigillum signum veri.* Den hohen Behörden empfehlen wir angelegentlichst, nach den Übeltätern zu fahnden, damit sie nicht noch mehr Unheil anrichten, noch mehr Verwirrung stiften. **Caveant consules!»**

Soweit der Leitartikel. Im Feuilleton aber verbreitete sich Medizinalrat Professor Doktor Albrecht Hinkeldey über das Wesen der Massenpsychosen, warnte vor Überarbeitung, leidenschaftlichem Grübeln, unfruchtbaren Phantastereien und empfahl, vor dem Schlafengehen kalte Fußbäder zu nehmen und beim Aufstehen den ganzen Körper mit einem feuchten Lappen abzurieben.

ZWÖLFTES KAPITEL

DER BOCK IN DER KIRCHE

Der Amtsrichter von Stuhlbrestenburg, Knud Ahlbeck, hatte soeben die aufregende Lektüre dieser beiden Artikel des «Rattenhuser Boten» beendet, nahm noch einen Schluck Kaffee und wollte sich gerade von seiner Frau verabschieden, um aufs Gericht zu gehen, als ihm der Lehrer Flamm gemeldet wurde, mit dem er seit bald vierzig Jahren befreundet war.

Er erschrak über das Aussehen des Lehrers. Flamm begann gleich bei seinem Eintreten zu weinen und konnte kein Wort hervorbringen. Ahlbeck schüttelte ihm teilnehmend die Hand und bat ihn, Platz zu nehmen. Frau Ahlbeck schenkte ihm eine Tasse Kaffee ein und legte ihm ein großes Stück Kuchen auf den Teller.

Flamm saß zusammengeduckt im breiten Lehnsessel und kaute und schluchzte abwechselnd.

«Mir ist ganz wirr im Kopf», begann er endlich, «ich weiß gar nicht, womit ich anfangen soll. Das Unglück! Die Schande! Bedenke nur, nach zwanzig Jahren! Ich bin vom Amte entfernt, auf die Straße gesetzt! Was soll ich tun?»

«Ja, was ist eigentlich geschehen, alter Freund?» sagte Ahlbeck, «aus den Zeitungen werd ich nicht klug. Da steht ja nur überspanntes Gefasel drin. Du warst dabei. Erzähle! Worum handelt es sich?»

Aber Flamm vermochte noch immer nichts zusammenhängendes zu sagen und rief nur einmal über das andere aus: «Die Schande! Die Schande!»

«So erzähle doch endlich!» drängte Ahlbeck.

Flamm fing wieder zu weinen an und stammelte

mühsam: «Ich weiß nichts . . . Ich bin noch immer nicht zu mir gekommen . . . Brotlos! . . . Davongejagt! . . . Niemand will etwas von mir wissen . . . Du bist der einzige, der mich empfangen hat . . .»

«Aber, aber», unterbrach ihn Ahlbeck, «das kann doch nicht so schlimm nicht sein. Du hast doch deine Pension. Und im übrigen nimmt man lebhaft teil an deinem Geschick, das kannst du dir doch denken!»

«Was hilft mir die Teilnahme? Man hält mich für verrückt. Alle, denen es in diesen Tagen ähnlich wie mir ergangen ist, hält man für verrückt. Man hat mich entlassen. Ich gelte hier für gefährlich, ich, ich, der ich die Jugend Zeit meines Lebens zu Zucht, Demut und Unterwerfung angehalten habe . . .»

Flamm ereiferte sich immer mehr und zitterte am ganzen Körper vor Aufregung.

«Aber Gott lässt sich nicht spotten», fuhr er mit keifender Stimme fort, «die Verblendeten werden einsehen, was sie an mir verloren haben. Es ist ein höllisches Komplott. Dank der Weichheit meines Herzens und der Zartheit meines Gewissens bin ich vorgestern zu jenem verfänglichen Schritt hingerissen worden. Und nun – entlassen! Hinter alledem steckt etwas, Ahlbeck, ich sage dir, da steckt etwas dahinter. Was es ist, kann ich noch nicht überschauen, aber es steckt etwas dahinter. Es geht nicht nur gegen mich, es geht auch gegen euch, es geht gegen alle, es geht gegen Staat, Religion, Sittlichkeit. Es ist eine Verschwörung, eine Verschwörung! Und du mußt mir helfen, sie aufzudecken!»

«Aber lieber Flamm, ich begreife nicht, wie du zu derartig abenteuerlichen Hirngespinsten kommst», erwiderte Ahlbeck verwundert, «was für ein Zusammenhang besteht zwischen der seltsamen Vision, die du gehabt, und der phantastischen Annahme einer Verschwö-

rung? Seit wann können Verschwörer zaubern? Du bist überarbeitet, überreizt. Deine Nerven haben dir einen Streich gespielt. Du wirst dich erholen. Und wir bringen die ganze Sache wieder ins reine!»

Flamm sprang entrüstet auf.

«Was?» schrie er, «überreizt? Vision? Nerven? Und wie erklärst du dir alles andere? He? Das Verschwinden der Schüler? Die Krankheit Rankes? Die Geschichte mit Clemens Rotbuch? Die offenen Gefängnistüren? Den krähenden Direktor? Ich werde dir sagen, was das ist. Das ist der Anfang vom Ende, der Umsturz, das Verderben! Und wenn nicht rechtzeitig eingegriffen wird, so ist alles verloren!»

Ahlbeck blickte betroffen auf und sagte:

«Ja ist denn das alles wirklich wahr?»

«Alles», erwiederte Flamm eifrig, «alles! Und noch viel mehr! Man hat noch gar keinen Überblick darüber, was in Rattenhusen seit drei Tagen vorgefallen ist. Die Menschen fürchten sich, von ihren Erlebnissen zu sprechen, sie wollen sich nicht lächerlich machen. Sie reden sich vielleicht auch ein, es sei gar nichts geschehen, denn sie haben keine Lust, den Verstand zu verlieren. Und doch ist es wahr! So wahr, wie ich hier stehe! Ahlbeck, Mensch, Bruder, das Ganze geht aus den Fugen, das Ganze!»

Hier mischte sich Frau Ahlbeck in das Gespräch.

«Siehst du, Knud», rief sie triumphierend, «siehst du? Hab ich's nicht gleich gesagt? Aber du hieltest das alles für Aberglauben und Weibergeschwätz. Wer behält nun Recht? Und mein Traum von vorgestern nacht? Was sagst du jetzt dazu?»

«Daß du mich in Ruhe lassen sollst!» rief Ahlbeck wütend, «mir brummt schon der Kopf. Und da soll man noch den ganzen Tag Richter spielen, und gerade

heute, wo der große Prozeß stattfindet . . . All das kann man in der ersten Aufregung gar nicht übersehen. Das muß man ruhig überdenken. Und du Flamm solltest nicht so törichte Worte in den Mund nehmen, wie Umsturz, Ende, Verderben. So weit sind wir noch lange nicht. Du spielst auf die Unterirdischen an? Mit denen werden wir schon fertig werden, – und wenn sich der ganze Pöbel mit ihnen verbinden sollte. Wir sind die Herren! Wir haben die Kultur des Landes geschaffen! Wir werden sie zu schützen wissen! . . . Vielleicht steckt hinter deiner Angelegenheit wirklich ein verbrecherisches Komplott; vielleicht läßt sie sich aber auch verhältnismäßig harmlos aufklären . . . Umsturz? Umsturz gibts nicht! So wie die Menschen seit je lebten, so werden sie auch weiterleben. Was sind das für irrsinnige Ausdrücke! . . . Komm, beruhige dich. Ich habe noch eine Stunde Zeit, bevor ich aufs Gericht muß. Wir setzen uns in eine kleine Weinstube und bereden alles gemütlich miteinander.»

Sie gingen.

Als sie am halbgeöffneten Portal des Domes vorbeikamen, blieben sie erstaunt stehen. Aus dem Innern scholl Musik. Ein vielhundertstimmiger Chor sang ein überschwänglich jubelndes Lied.

«Da hast du's wieder!» sagte Flamm mit sauerem Gesicht, «der neue Geist! Die Kirche wird zum Theater gemacht!»

«Wie schön die singen», unterbrach ihn Ahlbeck, der ein großer Musikfreund war, «ich habe noch nie so schön singen gehört. Wollen wir doch ein wenig zuhören!»

Als sie die Kirche betraten, fiel ihnen auf, daß sie voll von Menschen war. Augenscheinlich hatte der Gesang viele Vorübergehende hereingelockt. Aus welchem

Anlaß dieses Morgenkonzert stattfand, wußten weder Ahlbeck noch Flamm.

Da gewahrte Ahlbeck den ersten Staatsanwalt, Johannsen, vor sich stehen. Er berührte ihn an der Schulter. Johannsen wandte sich um und flüsterte erstaunt:

«Was, auch Sie hier? Was geht hier vor? Ich hatte nichts davon gehört, daß für heute eine kirchliche Feier angesagt wäre. Ich hörte draußen Gesang, trat ein und . . .»

«Dann ergeht's Ihnen ebenso wie mir; was bedeutet das nur?» gab Ahlbeck ebenso leise zurück.

«Hören Sie nur», sagte Johannsen, «was das für eine Musik ist! Das sind doch keine Kirchenlieder! Ein wenig weltlich, wie? Es scheint trotzdem, daß ein Gottesdienst abgehalten werden soll: die Altarkerzen brennen.»

Das Lied, das vom Orgelchor durch die Kirche scholl, ging in ein immer feurigeres Zeitmaß über, erhob sich aufrührerisch und erregend zu wütender Lust und mündete in eine leidenschaftliche Tanzweise.

Auf den Zuhörern lag es wie ein Bann. Sie schienen vergessen zu haben, wo sie sich befanden. Ihre Gesichter glühten wie im Fieber. Sie atmeten schwer. Einige stießen von Zeit zu Zeit stöhnende Laute aus, die wie ein unterdrücktes lusternes Lachen tönten. Zuweilen ging es wie ein Ruck durch ihren Körper. Ihre Glieder begannen rhythmisch zu zucken.

Der Gesang wurde immer ungeheuerlicher. Schon mischten sich Paukenschläge in die Töne. Rasende Geigenpassagen zischten auf. Trompetenstöße trieben zu immer atemloserem Taumel an. Und als auch die Orgel mit unterirdischem Donnern einsetzte, hielten die Menschen nicht länger an sich.

Besinnungslos sanken sie einander in die Arme und

begannen stampfend und schreiend zu tanzen. Flamm, Ahlbeck und Johannsen hüpfen wie Ziegen und schlängen mit einigen Marktweibern einen plumpen Ringelreihen. Ahlbeck brüllte in einem fort ein dröhnedes:

«Ho – hopp! Ho – hopp!»

Johannsen rief mit Kommandostimme dazwischen:
«Changez les dames! Changez les dames!»

Und Flamm winselte unter weinerlichem Lachen:

«Das Verderben! Der Untergang! Hurra! Hurra!

Hurra! Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit Amen.» Und er sprang mit seinen dünnen Beinen immer höher und höher.

Mit einem gewaltigen Halleluja schloß die Musik.

In diesem Augenblick sah man den greisen Konsistorialrat Pistorius in vollem Ornat die Kanzel besteigen. Alles verstummte jäh. Da faßte Flamm den Amtsrichter krampfhaft am Arm und krächzte:

«Da sind sie wieder! Da sind sie wieder!»

«Wer? Was?» fragte der Richter und sah sich nach allen Seiten um.

«Die Augen! Die Augen des Schülers! Der Konsistorialrat! Er ist da! Er will mir zu Leibe! Um Gotteswillen, was tue ich? Wo verberge ich mich? Hilfe! Gnade! Gnade!»

Er sank in die Knie und wimmerte. Die Umstehenden gerieten in Verwirrung. Einer nach dem andern kniete ängstlich nieder. Die Erregung teilte sich immer weiter mit. Und in wenigen Minuten lagen alle auf den Knien und stöhnten mit gerungenen Händen:

«Gnade! Gnade!»

Von der Kanzel kam ein lautes, nicht enden wollenches Lachen. Das volle rote Gesicht des Konsistorialrats wurde schmäler und weißer. Seine kleinen schwarzen Äuglein hatten sich geweitet und einen grauen starren

Glanz bekommen. Einen Augenblick sah er wie ein halbwüchsiger Knabe aus. Aber auch dieser Anblick wandelte sich und auf der Kanzel stand, mit den zottigen Vorderbeinen auf das Betpult gestützt, ein schneeweißer Bock und meckerte hell und durchdringend.

Die Zuhörer wußten nicht, was beginnen. Kalter Schweiß brach bei ihnen aus. Sie schlügen mit den Stirnen auf den Boden und ächzten ihr:

«Gnade! Gnade!»

Johannsen lallte mit weißen Lippen immer wieder:

«Quousque tandem Catilina? Quousque tandem Catilina!»

Ahlbeck bekam einen roten Kopf. Er reckte seine Arme aus und rief donnernd über die Köpfe der andern hinweg:

«Durchhalten! Durchhalten!»

Doch keiner hörte auf ihn. Schärfer, gellender, flegender klang ihr Rufen um Gnade. Nur Flamm stand wutverzerrt mit geballten Fäusten da. Er hatte sich wiedergefunden. Schneidend erhob sich seine Stimme über das Wehklagen:

«Also spricht der Prophet: Wehe der scheußlichen, unflätigen, tyrannischen Stadt. Sie will nicht gehorchen, noch sich züchtigen lassen. Wie ist sie so wüste worden, daß die Tiere drinnen wohnen! Und wer vorübergehet, pfeifet sie an und klappet mit der Hand über sie!»

So geiferte er minutenlang und starrte mit weißen Augen begeistert gen Himmel.

Vom Orgelchor aber beugten sich Hunderte von Knaben zu ihm herab, klatschten ihm Beifall und lachten, daß ihr Gelächter das irre Stammeln, Rufen und Wimmern unten hallend übertönte. Riesenhoafte feurige Ro-

sen flatterten nieder und verbreiteten einen betäubenden Duft. Die Menge rang nach Atem.

Da ertönte vom Altar her eine sanfte Hirtenmelodie. Auf den Stufen saß ein nackter Jüngling und blies die Flöte. Ein staunendes Zögern. Und schon sprangen die Knaben vom Orgelchor in großen Sätzen als zottige Hunde unter die Menge und jagten sie bellend in der Kirche umher.

Die Geängsteten wollten fliehen. Aber die Türen waren fest verschlossen. Mehr und mehr Hunde drangen zähnefletschend auf sie ein. Man wälzte sich am Boden, versuchte sich auf die Bänke zu retten, zu den Fenstern emporzuklettern, stolperte übereinander, stürzte, raffte sich auf, rang die Hände, schnappte nach Luft und röchelte.

Da verstummte das Flötenspiel. Der Jüngling, die Hunde, die Rosen, – alles war verschwunden. Die Menschen sahen einander entgeistert an. Die Kirchentüren standen weit offen.

Niemand wagte ein Wort zu sagen. Langsam wandten sie sich dem Ausgang zu und schlichen geduckt und ohne sich um einander zu kümmern auf die Straße hinaus.

DREIZEHNTES KAPITEL

DER GROSSE PROZESS

Gott sei Dank», dachte Ahlbeck, als er wieder auf der Straße war, «Gott sei Dank, daß ich Johannsen und Flamm aus den Augen verloren habe. In welch unwürdigen Situationen haben sie mich erblickt! Ich sprang wie ein Besessener herum, kniete, winselte, schlug mit der Stirn auf den Boden, lief vor Hunden davon, umarmte Marktweiber. Und alle die andern, die mich gesehen haben! Es werden gewiß noch viele Bekannte in der Kirche gewesen sein. Wenn sie das in der Stadt herumbrächten! Ich bin verloren. Es kann mich meine Stellung kosten. Ich komme ins Irrenhaus. Wie wird sich Johannsen dazu stellen? Und Flamm? Ich kann ihnen nicht mehr in die Augen sehn . . . Diese Musik . . . Was war das für eine Musik? . . . O Gott! . . . Ach was, die andern haben es ja ebenso getrieben wie ich. Sie werden wahrscheinlich nichts davon erzählen. Sie werden sich schämen . . . Aber wie kamen wir überhaupt dazu? . . . In der Kirche?! . . . Jetzt fällt mir erst ein . . . Der alte Konsistorialrat als Bock . . . der nackte Junge am Altar . . . die Hunde . . . Ich glaube ich werde verrückt . . . Aber das ist ja Unsinn. Ich muß in der Kirche eingeschlafen gewesen sein und geträumt haben . . . Natürlich . . . Eine andere Erklärung ist unmöglich. Das kommt davon, wenn man auf solche dummen Geschichten hinhört, wie meine Frau und Flamm sie mir erzählt haben! . . . Aber . . . aber . . . bedenklich bleibt's immerhin, daß ich mir für ein paar Minuten einbilden konnte, das alles sei wirklich wahr gewesen . . . Ja, ja . . . man wird alt . . . Gut, daß ich nur geträumt habe . . . Warum aber hat Flamm sich davon-

geschlichen, als er mich einschlafen sah? Das war nicht schön von ihm . . . Gott, da schlägt es schon zehn Uhr vom Turm. Es ist die höchste Zeit, daß ich mich in den Justizpalast begebe.»

Im Korridor des Gerichtsgebäudes traf er mit Johannsen zusammen, der sehr bleich war und einen ungewöhnlichen Glanz in seinen wässerigen Augen hatte.

«Denken Sie sich», sagte Johannsen ein wenig unsicher, «ich habe heute früh recht lebhaft von Ihnen geträumt. Es war in der Domkirche. Mir träumte, wir beide hopsten dort mit einer Menge phantastischer Gestalten herum. Das meiste habe ich vergessen. Aber es ist doch seltsam, daß man sich in so – hm – gelinde gesagt kompromittierende Lagen träumt.»

«Merkwürdig», erwiderte der Amtsrichter und schaute zur Seite, «auch mir träumte heute früh von Ihnen. Übrigens etwas ganz Ähnliches.»

Der Staatsanwalt wurde verlegen. Nach einer Weile fragte er zögernd:

«Ja, wie erklären Sie sich das eigentlich?»

«Sehr einfach», antwortete Ahlbeck, den die Ähnlichkeit der Träume und das betretene Wesen des Staatsanwalts etwas mißtrauisch machten, obgleich er noch fester als vorher davon überzeugt war, alles sei nur ein Traum gewesen. «Wissen Sie, die Geschichte mit den Unterirdischen, die Gerüchte aus Rattenhusen . . . das regt einen schließlich auf und ruiniert allmählich die Nerven. Wir sind nicht mehr die Jüngsten, mein lieber Johannsen . . .»

Und er seufzte auf und schüttelte nachdenklich den Kopf. Johannsen wollte ihm eben erwidern, da unterbrach ein Gerichtsdiener das Gespräch und meldete, eine auffallend gekleidete, schöne Dame mit großen, starren Augen wünsche den Staatsanwalt noch vor der

Sitzung dringend zu sprechen, sie habe ihm eine wichtige Mitteilung zu machen.

Der Staatsanwalt stutzte. Dann sagte er rasch:

«Es ist gut. Ich komme sofort!»

Er verabschiedete sich eilig von Ahlbeck und ging. Dieser sah ihm, in Gedanken versunken, nach und fühlte, wie ihm ein leichter Schauer über den Rücken lief.

«Was ist das nur?» murmelte er, «was ist das nur?»

Die Beweisaufnahme war geschlossen. Der Angeklagte, ein etwa fünfzigjähriger Lustmörder, hatte gestanden. Staatsanwalt Johannsen erhob sich zu seinem Plädoyer.

Er sah noch bleicher aus als zuvor und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Bevor er begann, schaute er sich noch einmal im Saale um. Allen fiel es auf, wie er zusammenzuckte, als sein Blick auf einer weißgekleideten Dame haften blieb, die unter den Zuhörern saß und kein Auge von ihm verwandte.

Endlich begann er seine Rede. Das heißt, man sah, wie er den Mund unaufhörlich auf und zu machte, es kam aber kein Ton aus seiner Kehle. Er selbst schien nichts davon zu merken, denn die Gesten, mit denen er seine Rede begleitete, wurden immer ausholender und leidenschaftlicher, die Bewegungen seines Mundes immer schneller.

Jeder der Anwesenden schaute verstohlen zu seinem Nachbar hin, aber niemand ließ sich etwas merken. Sie starrten aufmerksam den stummen Redner an, der nach einer vollen Stunde mit einer großen Gebärde schloß und sich erschöpft in den Sessel sinken ließ.

Die weiße Dame aus dem Publikum rief ihm ein lautes «Bravo» zu und klatschte in die Hände. Die Erstarrung wich von den Zuhörern. Sie atmeten erleicht-

tert auf, schrien ebenfalls «Bravo» und applaudierten lärmend.

Amtsrichter Ahlbeck, der die ganze Zeit hindurch zitternd dagesessen war und den Staatsanwalt nicht zu unterbrechen gewagt hatte, raffte sich auf und klingelte.

«Ruhe!» rief er, «oder ich lasse die Zuhörer hinausweisen! ... Bitte, Herr Justizrat!»

Der Verteidiger, Justizrat Musäus, erhob sich.

«Hoher Gerichtshof! Meine Herren Geschworenen», begann er, verstummte jedoch sofort entsetzten Blicks. Denn ein Mensch, der genau so aussah wie er, die gleichen gesträubten Haare, die gleichen funkelnden braunen Augen, die gleiche niedere, zerfurchte Stirne hatte, ja, der sogar die gleiche Kleidung trug wie er, war eingetreten und eilte mit trippelnden Schritten auf ihn zu.

«Betrug!» schrie er mit ein wenig belegter Stimme, die ebenfalls der des Justizrats glich. «Betrug! Ein Schwindler, dessen Gesichtszüge den meinen annähernd gleichen, hat sich eine ähnliche Kleidung, wie ich sie trage, angelegt und untersteht sich hier, meine Rolle spielen zu wollen! Welchen Zweck er damit verfolgt, ist mir noch nicht klar. Meine Herren, Sie kennen mich doch, überzeugen Sie sich selbst! Ich dachte es mir schon gleich, daß die Rattenhuser Unfugstifter auch hier anfangen würden, ihr Wesen zu treiben. Und in der Tat! Kaum betrete ich das Gerichtsgebäude und will mich ins Anwaltszimmer verfügen, halten mich die Diener zurück und behaupten, der Justizrat Musäus sei schon im Sitzungssaal und ich sei ein frecher Schwindler, den sie einsperren würden, bis die Sitzung zu Ende sei. Sie haben es denn auch getan. Erst jetzt gelang es mir zu entkommen, um hier den Betrüger, der sich meinen Platz anmaßt, zu entlarven!»

Alles blickte staunend von einem Justizrat zum andern. Die beiden glichen sich so sehr, daß kein Unterschied zwischen ihnen wahrzunehmen war, außer, daß der «Betrüger» gescholtene Justizrat totenbleich dasaß und unverständliche Worte stotterte, während sein Ankläger mit erhobener Stimme fortfuhr:

«Sie sehen, meine Herrschaften, er vermag nichts zu seiner Verteidigung vorzubringen!»

Das Publikum lärmte. Erst nach vielem Klingeln und Drohen gelang es dem Amtsrichter, die Ruhe wiederherzustellen und den beschuldigten Justizrat verhaften zu lassen, der kein Wort der Entgegnung wagte und sich widerstandslos abführen ließ.

Der obsiegende Justizrat aber betrat die Rednertribüne und sagte:

«Ich habe der Verhandlung bis jetzt nicht beigewohnt, bin aber mit dem Fall so gut vertraut, daß ich die Verteidigung des Angeklagten trotzdem übernehme.»

Der Gerichtshof war von dem Vorgefallenen noch so benommen, daß er diesen unerhörten Verstoß gegen das Herkommen ohne jeden Einspruch zuließ. Und der Justizrat begann:

«Hoher Gerichtshof! Meine Herren Geschworenen! Der Angeklagte hat gestanden. Wir sollen das Urteil über ihn sprechen. Wenn wir uns fragen, was ihn zu seiner Tat getrieben, so gibt es nur eine Antwort: er wollte sich ein Vergnügen verschaffen. Er hat getan, was wir täglich tun.»

Der Angeklagte sprang auf. In den Reihen der Zuhörer entstand ein unwilliges Murren. Ahlbeck klingelte und rief scharf dazwischen:

«Herr Justizrat, ich muß doch sehr bitten . . .»

«Er hat getan, was wir täglich tun», wiederholte

Musäus unbeirrt, «einigen macht Sittlichkeit Vergnügen, andern – Wollust; einigen – der Krieg, andern – schlichter Mord; einigen – das Befolgen der Gesetze, andern – ihre Umgehung, einigen – das Bewußtsein ihrer Kraft, andern – der Genuß ihrer Ohnmacht, einigen – das Geschäftemachen, andern – harmloserer Diebstahl. Manche haben an allem auf der Welt Vergnügen, manche wieder daran, daß sie an nichts ein Vergnügen finden können. Alle aber suchen ihr Vergnügen. Was hat der Angeklagte anderes getan?»

Hier hielt es Ahlbeck nicht länger aus. Zornbebend fiel er dem Justizrat von neuem in die Rede:

«Herr Justizrat, dies ist nicht der Ort für schlechte Scherze!»

«Scherze?» fragte der Justizrat. «Nie habe ich es ernster gemeint, als jetzt.»

«Ich bitte Sie, bei der Sache zu bleiben, Herr Justizrat», brauste Ahlbeck auf, «ich sehe mich sonst genötigt, Ihnen das Wort zu entziehen.»

«Wie Sie wollen, Herr Amtsrichter», erwiderte der Justizrat ruhig. «Sie haben dadurch nicht widerlegt, was ich behauptet habe, Ihre Erregung beweist, wie sehr ich im Rechte bin. Sie wollen sich nicht das Vergnügen rauben lassen, erhaben als Richter zu thronen. Keiner der hier Anwesenden will darauf verzichten. Es macht ihnen allen Vergnügen, über Leben und Tod eines Mitmenschen zu entscheiden, dessen Mordtat wenigstens aufrichtig war und sich nicht für einen Akt höchster Gerechtigkeit ausgab. Wer hat euch die Macht dazu gegeben? Die Gesellschaft. Und woraus besteht die Gesellschaft? Aus Einzelmenschen, gleich jenem, der dort auf der Anklagebank vor euch sitzt. Warum hat die Gesellschaft euch zu Richtern gemacht? Um der Gerechtigkeit willen? Nein, um nicht unliebsam in ih-

rem Vergnügen gestört zu werden. Ihr habt euch ein System von erlaubten Vergnügungen gemacht, damit nichts Erschreckendes euch aus euerer Ruhe und Sicherheit afscheuche. Ihr, die ihr die Gesellschaft seid, duckt euch vor dieser Gesellschaft. Euer höchstes Vergnügen ist es, darüber zu wachen, daß niemand sein Haupt erhebe und einem Vergnügen nachgehe, das ihr nicht billigt. Recht? Was nennt ihr Recht? Daß Einzelne unter euch die Macht haben, ihrem erlaubten Vergnügen zu leben, während die andern, die für euer Vergnügen arbeiten, es sich nicht erkaufen können und von ihm ausgeschlossen sind. So wie ihr lebt, muß es Unterirdische geben. Ihr selber habt sie gezüchtet. Die, welche ihr ausgeschlossen habt, trachten jetzt nach der gleichen Macht, die ihr besitzt. Sie hocken in dunklen Gewölben und sinnen auf Rache. Während ihr hier zu Gericht sitzt, sitzt man dort unten über euch zu Gericht. Und wenn man dort stark genug ist, wird man hervorbrechen, eure Welt überschwemmen und euch vom Erdboden fegen. Mit welchem Recht? Mit dem gleichen Recht, mit dem ihr heute herrscht. Es ist kein Unterschied zwischen euch und denen da unten. Eure Kultur? Ihr habt sie nicht geschaffen. Sie ist das Werk von Auserlesenen, Sehnsüchtigen und Freien, die mit euch nichts zu tun haben. Ihr habt nicht teil an ihr. Ob sie von den Unterirdischen zerstört oder von euch geschändet wird, ist einerlei: sie ist weder für sie noch für euch vorhanden. Die Unterirdischen werden sich an euch rächen und ihr euch an ihnen, bis ihr euch gegenseitig zerfleischt habt und die Erde wieder den Reinen gehört!»

Im Publikum, das bis hierher ingrimmig zugehört hatte, brach ein Tumult aus. Ahlbeck rief kreischend:

«Ich entziehe Ihnen das Wort!»

Aber anstelle des Justizrats stand derselbe nackte Jüngling auf der Tribüne, den Ahlbeck im Dome Flöte spielen gesehen hatte.

«Erkennst du mich?» rief der Jüngling. «Vor einer Stunde hast du in der Kirche nach meiner Pfeife getanzt. Soll ich dir wieder aufspielen?»

Sprachlos fiel Ahlbeck in seinen Stuhl zurück. Die Zuhörer hatten ihre Mäuler aufgerissen und regten sich nicht. Nur einzelne bekreuzigten sich scheu. Der Staatsanwalt fand als erster seine Fassung wieder. Er hob den Arm und befahl:

«Das ist zuviel! Gerichtsdiener, verhaften Sie den Menschen!»

Da rief die weißgekleidete Dame im Zuschauerraum ihm laut zu:

«Treib's nicht zu weit, Johannsen! Denk an die halbe Stunde, die du vor der Sitzung mit mir in deinem Büro verbracht hast!»

Alle Köpfe drehten sich nach ihr um. Johannsen wurde blaß und rot und stammelte:

«Ich ... weiß ... nicht ... was ... soll ... das ... bedeuten ...»

«Ich war unwiderstehlich, mein Schatz», rief die Dame, «und auch du warst unwiderstehlich!»

Und wie durch einen Zauberenschlag fielen alle Kleider von Johannsen und der Dame ab. Die Dame lächelte und sagte:

«So standen wir uns gegenüber ... Und standen nicht lange so ...»

Und während Johannsen sie wortlos anstierte und Ahlbeck immer noch wie um Hilfe flehend mit den Händen in die Luft griff, tauchten von allen Ecken des Saales alte Marktweiber auf, zeigten mit Fingern auf die beiden und riefen:

«Das sind sie! Das sind sie! Sie haben mit uns in der Kirche getanzt! Juhuh!»

«Warum erschrickst du so, Schatz?» begann die Dame von neuem, «die Tanzerei in der Kirche hat nichts zu bedeuten. Bedenklicher ist's schon, daß du mir dein Papiermesser in die Brust stießest, als ich mich in deinen Armen zuerst in einen Knaben und dann in eine Sau verwandelte. Weißt du's nicht mehr? Schau her!»

Aus ihrer Brust ragte das elfenbeinerne Heft eines Messers. Johannsen griff sich an die Kehle. Doch der Knabe nahm ihn bei der Hand und sagte:

«Sieh deine Hand an. Sie ist voller Blut.»

Zuckend riß Johannsen seine Hand zurück, von der ein großer Tropfen Blut zu Boden rann. Da näherte sich ihm der Angeklagte und legte ihm seinen Arm um den Hals.

«Nun, dann wissen der Herr Staatsanwalt ja Bescheid», sagte er gutmütig, «gib mir einen Kuß, Bruder Staatsanwalt!»

Er umarmte und küßte ihn. Johannsen hatte keinen anderen Gedanken, als: «Ein Mensch! Ein Mensch aus Fleisch und Blut! Gott sei Dank, ein Mensch!» Und er preßte den alten Lustmörder leidenschaftlich an seine Brust und küßte ihn unter Tränen.

Da wandte der Knabe sich an die Geschworenen:

«Nun, meine Herren Geschworenen? Euer Wahrspruch! Schnell, schnell, ehe auch euere Vergangenheit lebendig wird!»

«Nicht wahr, wir sind einig?» fragte der Obmann mit weißen Lippen seine Genossen, die ihm eifrig zunickten. «Der Angeklagte ist frei von Schuld!» verkündete er feierlich.

Der Knabe und die Dame klatschten in die Hände.

«Und nun küßt euch! Küßt euch!» riefen sie. «Küßt

euch alle untereinander! Ihr seid einander wert! Ihr seid Brüder! Ihr seid einer wie der andere! Küßt euch! Küßt euch!»

Ein Wogen, Drängen und Schieben entstand. Ahlbeck küßte den Gerichtsdienner, den Angeklagten, die Geschworenen, den Staatsanwalt, die Zuhörer. Und wenn er mit allen fertig war, begann er in atemloser Hast von vorne, als fürchte er sich, das Grauen von vorhin könnte ihn wieder packen. Die andern folgten seinem Beispiel. Und im zappelnden Durcheinander wußte niemand mehr, wen er umarmte und wohin er küßte. Wie gellende Hetzrufe klang das: «Küßt euch! Küßt euch!» der Dame und des Jünglings dazwischen.

Während sich im Saale alles in den Armen lag, fingen sämtliche Glocken der Stadt von selbst zu läuten an. In den Straßen liefen die Menschen zusammen und waren ratlos. Man bestürmte einander mit Fragen, stellte Behauptungen auf, widersprach, stritt, schrie, tobte, – bis ein allgemeines Handgemenge entstand, dem die Polizei mit blankgezogenem Säbel ein Ende machen mußte.

VIERZEHNTES KAPITEL

DER AUFRUHR

Nach kurzer Zeit wußte die ganze Stadt von den Vorfällen im Justizpalast. Auch die Gerüchte über den morgendlichen Tumult in der Domkirche wurden immer glaubwürdiger bestätigt. Die Unruhe der Bürger wuchs von Stunde zu Stunde und steigerte sich noch mehr, als die Nachricht verbreitet wurde, die Unterirdischen hätten an zwei Stellen einen Ausbruchsvorschlag gemacht: er sei zwar noch rechtzeitig vereitelt worden, das habe aber mehrere Opfer gekostet, denn die Verbrecher seien mit Revolvern und Gewehren bewaffnet gewesen und von den übrigen aufsässigen Elementen der Stadt offen unterstützt worden.

Man erzählte sich, das Leibgarderegiment Johanns des Vierten, des Enkels Walters des Zweiten, unter dem Stuhlbrestenburg neuerbaut worden war, sei mit scharfen Patronen versehen worden und halte sich in der Kaserne zu sofortigem Ausrücken bereit. In den Nachmittagsstunden wurde über die Stadt der Kriegszustand verhängt.

Infolgedessen waren die Vergnügungslokale am Abend überfüllt. Die Bürger begannen sich, dank diesen Vorsichtsmaßregeln der Regierung, wieder sicher zu fühlen und schienen sich für die ausgestandene Angst entschädigen zu wollen. Die Aufregung, in der sie sich befunden hatten, verlangte nach Entspannung.

Der altbekannte «Rosengarten», der sich in einer der zum großen Boulevard führenden Nebenstraßen befand, war ein schloßartiges Gebäude und führte seinen Namen nicht mit Unrecht. Denn seine Säle waren nicht

nur zu allen Jahreszeiten mit frischen Rosen geschmückt, sondern auch die roten Ampeln an den Dekken hatten die Form von Rosenknospen und die Mädchen kleideten sich, einer alten Tradition gemäß, nur in rosenfarbene Schleier. Das Tor zierten zwei große vergoldete Löwen, auf denen rittlings nackte, marmorne Weiber saßen.

Dieses Haus, das alle Bürgerherzen des Landes höher schlagen ließ, war der heimliche Stolz Stuhlbrestenburgs: man sah in ihm den Inbegriff alles Großstädtischen, Weltmännischen, Abenteuerlichen und Sündhaftesten.

Da war vor allem der «große Saal». Mit diesem Saale hatte es eine eigentümliche Bewandtnis. Niemand durfte ihn in seinem gewöhnlichen Anzuge betreten. In der Empfangshalle befanden sich kleine Garderoberräume, in denen sich die Gäste vollkommen entkleideten und sich bunte seidene Kimonos überwarfen, die sie, käuflich oder leihweise, beim Eingang erstehen konnten. Im Saale gab es weder Tische noch Stühle. Überall aber waren Kissen und Polster unregelmäßig verstreut.

Denn es war hier hergebracht, daß niemand etwas vor den andern verbarg. Während die einen tanzten, wälzten sich die andern in den Polstern und gaben sich vor aller Augen rückhaltlosen Liebesfreuden hin. Zwei große Orchester vollführten dazu abwechselnd ein unaufhörliches, betäubendes Getöse.

An diesem Abend füllten sich die Räume schon bald nach acht Uhr. Früher als sonst fing man zu tanzen an. Die Gäste des großen Saales schienen von einer Raserei ergriffen. Denn als Ahlbeck, der nach langem, angstvollem Umherirren in den Straßen sich ins Vergnügen zu retten beschlossen hatte, in einem gelben Kimono

den Saal betrat, tanzte schon niemand mehr. Alle lagen keuchend in den Polstern. Das Orchester spielte einen beliebten Militärmarsch.

Ahlbeck war von diesem Bild einen Augenblick wie betäubt. Mindestens zehn Jahre waren vergangen, seit er nicht mehr im «Rosengarten» gewesen. Was hätte er dort auch noch zu suchen gehabt? Das untätige Zuschauen machte ihm keine Freude.

Was ihn heute hierhergetrieben, war ihm selber nicht ganz klar. Vermutlich hatte er so sehr das Gefühl der Selbstsicherheit verloren, daß er instinktiv den Ort aufsuchte, an dem ihm Zeit seines Lebens am wohlsten zumute gewesen war. Er wollte sich wahrscheinlich davon überzeugen, daß er selbst es sei, der sich hier so oft, um seinen Lieblingsausdruck zu gebrauchen, «voll und ganz als Mensch» gefühlt hatte.

«Wie lange das schon her ist...» dachte er müde, und sein fast neidischer Blick fiel auf den sechzehnjährigen Bürgermeisterssohn, der augenscheinlich zum ersten Male hier war, denn seine Gebärden waren noch so hastig und ungeschickt, sein Verhalten dem Mädchen gegenüber, das an seiner Seite lag, so scheu und achtungsvoll, wie es bei den Stuhlbrestenburger Bürgern nur solange der Fall war, als sie sich noch nicht an den «Betrieb», wie sie es nannten, gewöhnt hatten.

«Wie lange das schon her ist», sagte sich Ahlbeck wehmütig, «daß ich selbst zum ersten Male hier war. Der Junge da hat noch Illusionen. Auch ich hatte damals Illusionen. Hier glaubte ich sie erfüllt, hier war mein Paradies. Das übrige Leben war nicht dazu angestan, diese Illusionen zu erfüllen. Auch der «Rosengarten» hatte es nicht vermocht... Und das ist ja auch gut so. Denn es hätte keinen vernünftigen Sinn... Wir sind liberale Menschen. Man ist stolz bei uns auf den

Rosengarten. Mit Recht. Auf diese Weise kann unser Leben ruhig, geordnet, gesittet und nüchtern ablaufen. Was diesen Rahmen zu sprengen droht, setzt sich bei uns nicht in dumme Phantastereien um, wird nicht zum komplizierten Seelenroman, artet nicht in überschwängliche Katastrophen aus. Hier im «Rosengarten» ist der Ort, wo wir uns entladen können. Hier können wir alles, was ungesetzlich, roh, willkürlich und aufröhreisch in uns ist, in gesetzlich zugelassener Form ausleben. Wie weise und weitsichtig waren unsere Vorfahren, daß sie diese liberalen Einrichtungen geschaffen haben. Von wem kommt denn der widersetzbare Geist in unserer Gemeinschaft? Doch nur von denjenigen, die sich dieser Gelegenheit, sich auszuleben, aus sogenannten idealistischen Gründen nicht bedienen wollen, oder, aus Mangel an Geld, nicht bedienen können. Das muß anders werden. Die neue Zeit fordert Großes von uns. In der nächsten Stadtratssitzung bringe ich den Antrag ein, daß die Stadt aus eigenen Mitteln behagliche und hygienisch einwandfreie Anstalten für die ärmere Bevölkerung zu kostenloser Benutzung ins Leben rufen müsse. Das wird teuer sein. Aber wir werden unsere Ruhe haben. Die soziale Frage ist gelöst. Und mit den Idealisten werden wir schon fertig werden, es sind ja auch, Gott sei Dank, nur so wenige. Denen ist überhaupt nicht zu helfen . . . »

Während Ahlbeck sich in diese träumerischen Betrachtungen verlor, machte die Musik eine kurze Pause. Die Gäste fuhren wie aus einem Traum auf.

«He, Hollah!» schrie ein fetter Bürger in rotem Kimono, der am ganzen Körper wie ein Affe behaart war, «was ist denn das? Musik! Musik! . . . Ah, guten Tag, Herr Amtsrichter, auch mal wieder hier? Wie geht's nach dem heutigen Abenteuer? Schaudervoll, was? Aber

die Polizei wird schon Ordnung schaffen. Und unsere prächtigen Soldaten, nicht? ... Wollen sich wohl ein wenig erholen, Herr Amtsrichter? Immer hinein ins Vergnügen! Darf ich Ihnen meine Dame vorstellen? ... Miß Arabella – Amtsrichter Ahlbeck ... Schöne Brüste, was? Richtige Sofakissen!»

Ein plötzlicher Einfall durchfuhr ihn. Er richtete sich auf und rief laut in den Saal:

«Verehrteste, Allerwerteste! Die Musik pausiert. Und auch Sie haben in Ihrer läblichen Tätigkeit, wie mir scheint, eine Pause eintreten lassen. Ich mache einen Vorschlag!»

Alles lachte.

«Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb. Aber vergessen wir nicht, daß nicht alle es so gut haben können. Es ist ein Gast unter uns, dem wir schon viele Jahre nicht mehr an diesem Orte begegnet sind, denn das Alter und die grauen Haare ... na, Sie verstehen mich schon, wenn Sie ihn ansehen, unsren verehrten Amtsrichter Ahlbeck. Aber auch er soll nicht leer ausgehen. Auch er soll nach dem heutigen anstrengenden Tage sein Vergnügen haben. Wollen wir, ihm zur Ergötzung, uns zur Erholung, ein Spiel spielen, an dem er teilhaben kann. Ein unschuldiges Kinderspiel! Ich werde ,eins – zwei – drei' zählen. Und auf ,drei' fällt die Musik ein und wir stürzen uns auf unsere Damen und kitzeln sie, solange sie es aushalten. Diejenige von ihnen, die es am längsten aushält, bekommt von uns allen gemeinschaftlich hundert Taler geschenkt. Ein-verstanden?»

Und er kommandierte:

«Eins – zwei – drei – los!»

Donnernd begann die Musik. In diesem Augenblick wurden die Türen aufgerissen und eine Menge neuer

Ankömmlinge drang lärmend ein: Knaben in bunten Gewändern, zwanzig, dreißig, fünfzig, immer mehr und mehr. Die Gäste schauten erstaunt auf. Schon war der ganze Saal von der Schar erfüllt. Einer der Knaben drängte den hilflos sich wehrenden Kapellmeister beiseite und stellte sich an dessen Platz. Die Musik brach jäh ab.

«Ihr Mädchen!» rief der Knabe in den Saal, «was wollt ihr von den Tieren dort, die euch quälen? Nicht für sie seid ihr auf der Welt. Für uns! Für uns! Ihr habt von bunten Wundern geträumt. Wir bringen sie euch. Wer mit uns will, rufe: «Ich will fort!» Und wir entführen euch in unser Reich!»

Ein kurzes Stillschweigen folgte. Und dann erhob sich von allen Seiten ein hastiges, überstürztes, sehn-süchtiges Rufen:

«Ich will fort! Ich will fort! Ich will fort!»

Da sprangen, wie von unsichtbarer Hand geöffnet, die Fenster des Saales weit auf. Draußen war dunkle Nacht. Die Knaben haschten nach den rufenden Mädchen, die sich ihnen jubelnd an die Brust warfen. Einige wurden von den überraschten und erbitterten Gästen gewaltsam zurückgehalten. Kaum berührten aber die Knaben die widersetlichen Männer mit ihren Fingerspitzen, so wurden sie zu dicken Ratten, die pfeifend am Boden hin und her liefen.

Der Knabe am Pulte des Kapellmeisters hob seinen Arm und funkelte das Orchester mit weitgeöffneten Augen drohend an. Durch die Musiker ging ein Zucken. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten zu ihren Instrumenten greifen. Sie wußten nicht, was sie spielen. Leise Musik klang durch den Saal, wurde silberner und rascher und löste sich in helles Jagen, als ob alle Himmelslichter durcheinander kreisten.

Die Knaben und Mädchen tanzten wirbelnd. Schon berührten ihre Füße nicht mehr den Boden. Schon schwebten sie ohne Schwere durch den Saal. Ein süßer Aufschrei der Instrumente. Und den Tanzenden wuchsen schillernde Flügel. Als bunte Falter schwebten sie durch die offenen Fenster weit in die sternklare Nacht hinaus.

Der Knabe, der die Musik geleitet, war verschwunden. Die Fenster schlossen sich. Alle Gäste hatten wieder ihre gewohnte Gestalt und schliefen laut schnarchend auf den Polstern und Kissen. Das Orchester spielte willenlos weiter, bis einem Musiker nach dem anderen das Instrument entsank und auch sie auf ihren Sitzen einschliefen.

Unterdessen hatte die Vorstellung im Stuhlbrestenburger Hoftheater schon lange begonnen. Der König wohnte ihr in seiner Loge persönlich bei, um, wie allgemein angenommen wurde, dem Publikum zu zeigen, daß kein Grund zu irgendeiner Besorgnis vorliege.

Es wurde ein neues Stück gegeben, das Clemens Rotbuch, den inzwischen irrsinnig gewordenen Bankdirektor von Rattenhusen, zum Verfasser hatte, – ein Gesellschaftsdrama, in preziös-naturalistischem Stil, das, wie im «Stuhlbrestenburger Anzeiger» zu lesen war, «eine Sublimierung und Vergeistigung idealistischen Menschentums zum Ausdruck brachte, von höchster seelischer Warte aus alle Verirrungen einer überspannten, vom Boden staatlicher Gemeinschaft losgelösten Überkultur geißelte und dem großenwahnsinnigen Freiheitsrausch anarchistischer Geister die ethische Tiefe und verantwortliche Gebundenheit sozial gesinnten Bürgertums gegenüberstellte.»

Die ersten beiden Akte waren mit rauschendem Bei-

fall aufgenommen worden. Die Zuhörer waren begeistert. Auf der Bühne spielte sich ab, was sie sich schon seit je in träumerischen Stunden als unerreichbares Lebensziel auszumalen gewohnt waren, so daß sie nicht auf den Gedanken zu kommen brauchten, es jemals in Wirklichkeit umzusetzen.

Ganz im geheimen langweilten sie sich allerdings ein wenig. Manche, die an der Seite ihrer aufgeputzten, verblühten Gattinnen dasaßen, dachten mit Wehmut vergangener schöner Zeiten in der so ganz anders gearteten Welt des «Rosengartens», oder überlegten ein morgen abzuschließendes gutes Geschäft. Aber sie schämten sich selber darüber und applaudierten diese halb unbewußten Regungen mit nicht ganz reinem Gewissen desto eifriger nieder, als sich die Vorgänge auf der Bühne zu einem triumphierenden Ausbruch bürgerlichen Gemeingefüls zuspitzten.

Allgemein fiel es auf, daß der junge König recht langweilt in seiner Loge saß und nur mit Mühe das Gähnen unterdrückte. Man mußte, daß er, als er noch Thronfolger gewesen, nur mit Künstlern, Abenteurern und degenerierten Vertretern des Hochadels verkehrte hatte, doch war er im allgemeinen viel zu taktvoll, dieser seiner Geschmacksrichtung, nachdem er König geworden war, einen irgendwie betonten Ausdruck zu geben. Er hielt sich überhaupt gerne zurück und beschränkte sich auf das notwendige Unterschreiben von Dokumenten. Die Staatsgeschäfte waren ihm widerwärtig, – desto widerwärtiger, je mehr er es mit der bürgerlichen Gesellschaft zu tun hatte. Beim Adel und beim einfachen Volk genoß er gewisse Sympathien, aber auch ihnen war er fremd und ein wenig unheimlich; niemand wußte, was er von ihm zu halten habe.

Gerade heute nun war ein Königswort verbreitet

worden, das bei den Bürgern viel Entrüstung hervorgerufen hatte: als die ersten beunruhigenden Gerüchte über die Vorfälle in der Residenz zu seinen Ohren gekommen waren, hatte er, wie erzählt wurde, mit vergnügtem Gesicht geäußert:

«Mal was anderes! Jetzt gehts den Dicken an den Kragen. Und die andern kommen auch einmal dran.»

Es hieß auch, daß es seine Minister alle Künste ihrer Überredungskraft gekostet habe, den Befehl zum Ausrücken der Truppen von ihm zu erwirken. Selbst den heutigen Theaterbesuch habe er nur auf den dringenden Wunsch seines Kanzlers unternommen.

Die Stuhlbrestenburger waren infolgedessen, unbeschadet ihrer treuuntertänigen Gesinnung, stark verstimmt und machten ihrem Unmut durch verstärkte Begeisterung für das Bühnenwerk Luft, das ihrem König so wenig zuzusagen schien.

In den Zwischenpausen herrschte eine ungewöhnliche Aufregung. Man stritt eifrig sowohl über das so seltsam aktuelle Stück und das Schicksal des unglücklichen Dichters, als auch über die neuen Ereignisse und die anstößige Stellungnahme des Königs.

Als der Vorhang zum drittenmal aufging, waren die Gemüter aufs Äußerste erhitzt. Die Hauptszene des Stückes begann: eine Auseinandersetzung zwischen dem Helden des Dramas, dem Direktor der Elektrizitätswerke, und seinem Stiefbruder, der sich jahrelang außer Landes herumgetrieben hatte und nun als Mitglied einer literarisch-anarchistischen Gesellschaft unliebsam von sich reden machte, – gerade in dem Augenblick, als der Direktor zum Ministerpräsidenten ernannt werden sollte. Diese Auseinandersetzung wurde immer heftiger.

«Ich aber sage dir», predigte der Direktor mild und

ausfallend, «du und deinesgleichen, ihr seid der Krebs-schaden des Landes. Ihr vernichtetet, was wir gebaut, zerstampft, was wir gesät haben. Ich leugne nicht, daß bei uns nicht alles so ist, wie es sein sollte. Das mo-derne Erwerbsleben hat das geistige Leben leider me-chanisiert, hat es seelenlos gemacht. Glaubt aber nicht, daß ihr dadurch, daß ihr alles auf den Kopf stellt, die tote Seele zu neuem Leben erweckt. Wenn das heutige Leben materialistisch ist, so stellt es wenigstens ei-ne geordnete Materie vor. Was *ihr* wollt – ist das ma-terialistische Chaos. Ich aber sage dir», hier kämpfte er mit aufsteigender Rührung in seiner Stimme, «daß die Seele nur scheinbar tot ist. Und wenn du mich fragst, wer sie zu neuem Leben erwecken soll, so schau hin!» Und er wies mit großer Gebärde auf seinen geöffneten Geldschrank. «Hier ist der Erwecker! Das verachtete Geld, das, wir ihr behauptet, an allem Elend schuld sein soll, das Gold wird die Welt erlösen. Es hat allen Fortschritt auf der Erde überhaupt erst ermöglicht. Und wir, die wir es in unseren Händen vereinigen, sind die Hüter des Fortschritts. Wenn es sich in den Händen aller befände, so würde es für die kleinen Erleichterungen und Bequemlichkeiten des Le-bens verbraucht werden. In *unseren* Händen bedeutet es aber die Schaffenskraft der Zukunft. Und wenn ein-mal in vielen hundert Jahren, die Welt so weit fort-geschritten sein wird, wie wir Idealisten, wir prakti-schen Idealisten es träumen, wenn alles erreicht sein wird, was wir mit Hilfe dieses Goldes erreichen können und wollen, – dann werden wir es nicht mehr zu hü-tten brauchen, dann mag es allen gehören. Aber die Ge-schichte wird uns danken für unser Ausharren. Bis daher werdet ihr uns durch eure gefühlsseligen Phan-tastereien nichts entreißen können, bis dahin sind un-

sere Aufgaben wichtiger, als das kleine Glück der Viele, dem wir im übrigen, nach Maßgabe der Vernunft und soweit es angängig ist, alle nur möglichen Zugeständnisse zu machen bereit sind... und nun, Bruder, dem ich hiermit eine Stelle im Aufsichtsrat der Elektrizitätsgesellschaft anbiete, – frage ich dich zum letzten Male: willst du dich mir immer noch in den Weg stellen?»

Das Publikum lauschte interessiert, zustimmend und gepackt. Eine atemlose Stille trat ein. Man hörte deutlich, wie der König in seiner Loge sich räusperte. Einige wandten sich unwillig um und zischten sogar.

Da öffnete sich auf der Bühne die Tür zum Kabinett des Direktors und zwei weißgekleidete Knaben traten ein. Ein Rascheln ging durch die Zuschauerreihen. Viele hatten das Stück schon vorher gelesen, die Knaben kamen darin nicht vor. Was hatte ihr Erscheinen zu bedeuten?

Während sie so reglos dastanden, verwandelte sich die Bühne in einen üppigen Garten. Der Direktor der Elektrizitätswerke, der gerade von neuem eine Rede anfangen wollte, öffnete den Mund, fuchtelte mit den Armen herum und wußte nicht, was tun. Die Knaben sahen ihn scharf und durchdringend an. Da begannen seine Beine einzuschrumpfen, wurden durrer und kürzer und verschwanden schließlich ganz in seinem Bauch, der zu einer gelben Kugel anschwoll, auf welcher winzig und hilflos der runde Kopf saß. Die Kugel erhob sich vom Erdboden und schwebte niedrig über die Bühne. Der eine Knabe gab ihr einen Stoß und schleuderte sie lachend dem andern zu, der warf sie zurück, und hin und her flog der leuchtende Ball, in welchem jetzt auch der immer kleiner gewordene Kopf des Elektrizitätsdirektors verschwunden war.

Aus dem Zuschauerraum erhoben sich empörte Proteste und Pfuirufe. Man trampelte, zischte und lachte. Eine hohe Stimme rief:

«Das geht zu weit! Das lassen wir uns nicht mehr gefallen! Nirgendwo ist man mehr sicher!»

Da gab der eine Knabe dem Ball einen so kräftigen Stoß, daß er in die Loge des Königs flog. Der König lachte laut auf und warf ihn wieder den Knaben auf der Bühne zu. Im Fliegen zerplatzte aber der Ball mit einem lauten Knall. Zugleich sah man deutlich, wie er in der Luft wieder die Gestalt des Direktors annahm, aus dessen zerfetztem Bauch sich ein Regen von Goldstücken, mit Blut vermengt, in den Zuschauerraum ergoß. Eine Sekunde später stürzte eine leere Haut klatsschend zu Boden.

Der König beugte sich über seine Logenbrüstung und klatschte begeistert Beifall.

Da tauchten hinter ihm aus dem Dunkel der Loge zwei andere Knaben auf, setzten ihm eine Krone aufs Haupt, gaben ihm Szepter und Reichsapfel in die Hand und legten ihm einen Hermelinmantel um die Schultern.

Über die Köpfe der Zuschauer hinweg schoß von der Bühne aus ein Blumensteg zur Königsloge hinüber. Und die Knaben nahmen den König bei den Händen und betraten mit ihm den schwankenden Steg. Er ließ sich willenlos von ihnen führen.

Die aufgeregten Theatergäste schauten mit stumpfem Entsetzen zu ihm nach oben. Sie sahen, daß seine Augen weit und strahlend geöffnet waren. Seine schmale Gestalt beugte sich ein wenig vornüber wie unter einer Bürde. Um seine Lippen spielte ein glückliches Lächeln. Langsam und tastend tat er Schritt für Schritt.

Niemand regte sich im Saal. Diese Stille benutzte

der Hofmarschall, der einer Ohnmacht nahe gewesen war, und versuchte die Situation zu retten. Er trat vor und rief schallend ins Publikum:

«Seine Majestät, unser allergnädigster König! Hurra!
Hurra! Hurra!»

Das Orchester blies einen Tusch. Das Publikum fühlte sich erlöst. Es begriff zwar nichts, konnte sich aber durch Schreien Luft machen. Einige begannen schon die Nationalhymne zu singen. Andere fielen ein. Da strauchelte der König. Die Krone fiel ihm vom Kopf, mitten in die gaffende Menge hinein. Man drängte sich herzu, sie aufzuheben. Sie war von Pappe.

Ein Tumult entstand. Einige lachten und schrien, andere pfiffen und trampelten. Nur wenige bemühten sich unentwegt, die Nationalhymne zu Ende zu singen.

Da stiegen von allen Ecken Rauchwolken auf. Draußen hörte man dumpfe Geräusche. Flammen schlugten empor. Das Theater brannte.

Die Knaben und der König waren im Nu verschwunden. Die Türen wurden von außen aufgerissen. Dunkle Gestalten drangen mit Beilen, Pistolen und Säbeln bewaffnet ein.

Eine halbe Sekunde lang stockte alles. Dann schrie einer in tierischer Angst auf:

«Die Unterirdischen! Die Unterirdischen! Sie sind ausgebrochen! Die Unterir . . .» aber er kam nicht weiter: ein Beilhieb zerspaltete ihm den Schädel.

Das Gemetzel begann. Das Publikum wurde eingekreist und zusammengedrängt, so daß es sich nicht zu rühren vermochte. Von allen Seiten fielen Säbel- und Beilhiebe. Dazwischen knatterten helle Schüsse. Einer um den andern sank heiser brüllend zu Boden.

Der Rauch wurde dichter und dichter. Aber die Unterirdischen achteten nicht darauf. Sie konnten auch

nicht mehr zurück. Von außen drängten neue Massen nach. Niemand hörte den andern. Viele hatten sich an den Kehlen gepackt und würgten einander zu Tode.

Schon löste sich flammendes Gebälk und fiel prasselnd auf den zuckenden blutigen Haufen. Das Gebrüll verstärkte sich. Die Massen drängten auseinander. Ein furchtbare Krachen. Und das ganze Gebäude barst, stürzte zusammen und begrub alle Anwesenden unter seinen rauchenden Trümmern.

In der ganzen Stadt ging ein erbittertes Ringen vor sich. Niemand wußte mehr, gegen wen er kämpfte. In sinnloser Angst fielen die Leute übereinander her.

Auf dem Marktplatz wütete der Kampf am heftigsten. Tausendstimmiges Geschrei erfüllte die Luft. Da tönte eine helle Stimme aus dem Toben. Eine dunkle Gestalt hatte sich auf das Dach eines stehengebliebenen Straßenbahnwagens geschwungen und rief:

«Freunde, hört mich, haltet ein!»

Die Zunächststehenden stutzten und horchten auf.

«Haltet ein!» rief die Gestalt. «besinnt euch!»

Immer mehr Menschen hielten inne und horchten. Es war, als brächte die Gewalt dieser Anrufe die Wütenden allmählich wieder zu sich. Einer rief es dem andern zu. Langsam verbreitete sich eine bange Stille.

«Freunde», fuhr die Gestalt fort, «besinnet euch! Ihr fürchtet euch ja nur voreinander, darum mordet ihr euch. Die alte Ordnung macht euch zu Feinden, so schafft eine neue! Vergeßt nicht, wer eure wahren Feinde sind. Die fremden Knaben sind es. Sie bergen sich in allen Gestalten. Sie nehmen eure eigne Gestalt an. Bürger, Unterirdische! Ihr haßt euch, doch ihr kennt euch. Wer sind aber die Knaben? Wer kennt sie? Woher kommen sie? Was wollen sie? Was für Ziele ihr auch erreichen mögt, schon lösen sie das Erreichte auf

und gaukeln euch neues vor. Folgt ihnen, – und ihr werdet von keiner Ruhe mehr wissen. Der Boden wankt euch unter den Füßen. Alles Leben schwindet euch hin, alle Ordnung, aller Wille. Ein Wirbel reißt euch von dannen, aus dem ihr euch nie mehr befreien könnt. Keiner von euch wird mehr den andern kennen. Keiner wird sich selbst mehr kennen. Alle werden in allen Gestalten aufgehen. Keine Gestalt wird bleiben. Der Wahnsinn wird euch zerreißen in Grauen, Lust und Entsetzen!»

Die Menge war dem Redner zuerst wie erstarrt gefolgt, wurde aber von Minute zu Minute wieder unruhiger. Dumpfe Schreie, wilde Ausrufe, Flüche, Verwünschungen, Fragen unterbrachen ihn:

«Die Knaben! Die Knaben! Wer sind die Knaben? Wer bist du? Sucht die Knaben! Schlagt sie tot! Nein, schlägt den Hund da oben tot! Er ist ein Verräter! Die Knaben! Wo? Wo?»

Die Gestalt auf dem Wagendache streckte wieder die Hände aus.

«Freunde,» begann sie von neuem, «ihr wollt zu Gott, zum neuen Gott, damit er aus euch, aus eurem Willen, eurer Sehnsucht, eurer Arbeit in die Welt strahle. Ihr wollt die neue Form eures Lebens. Ihr wollt eine heilige Ordnung, die heilige Ordnung eurer Arbeit. Sie liegt in euch, in eurer Sehnsucht, eurer Arbeit selbst. Ich zeige sie euch nur. Ich sage euch, was ihr selber fühlt. Ich lehre euch, was ihr selber wollt. Ich gebe euch die Gesetze, die ihr euch selber verhängt. Ich und die Meinen, wir wollen euch Brüder, Helfer, Heiler sein. Wir haben für euch gedacht, für euch gelitten, für euch uns selbst überwunden. Wir waren die heimlichen Herren und wollen nun eure Diener sein!»

Ein Mondstrahl fiel auf die Gestalt. Die Menge sah

im weißen eisigen Licht ein bartloses, scharfgeschnittenes, welkes Gesicht, das in einem spitzen, energischen Kinn endete. Der Mund war dünn und breit. Die Nase schmal und gebogen. Die Augen wie aus hellen, durchsichtigen Steinen. Über eine mächtige Stirn von strahlendem Weiß fielen blonde, wellige Haare.

Eine Schar von Gefährten schwiebte um den Redner und leuchtete in unirdischem Licht. Ihre Gestalten waren durchsichtig und blitzten wie flimmerndes Glas. Das Licht, das sie ausstrahlten, lief über die Köpfe der Menge hinweg und tauchte den ganzen Platz in milchigen Glanz. Die Menge schauderte und wankte, lachte und weinte. In die Knie sinkend, warf sie ihre Hände zu den Strahlenden empor und rief:

«Lehrt uns! Bleibt bei uns! Verlaßt uns nicht! Helft uns!»

«Wir wollen euch helfen!» antwortete die Gestalt und ihre Stimme klang wie eine Glocke, «wir wollen euch helfen, wenn ihr euch selber helft. Vergeßt jene Sehnsucht, die euch einander entreißt, die euch ins Unbegrenzte lockt. Vergeßt eure Träume! Lebt miteinander, füreinander, ineinander – und eure wilden bösen Träume werden in Nichts zergehen. Seid Wissende! Duldet kein Dunkel, keinen wirren Schlaf, kein Selbstentrinnen! Taucht nie mehr in die alten dunklen Brunnen! Dann wird euer Schlaf euch Erquickung sein und keine Flucht mehr in ein anderes Reich, in das euch eure nicht gewußten Wünschen und Süchte entführen! Hungert nicht nach einer Unendlichkeit, die es nicht gibt! Damit lockt ihr die Knaben herbei, die euch vernichten und zerstören. Vergeßt sie – und sie verlieren ihre Kraft, sie werden euch dienstbar, sie werden wie ihr, ihr Reich ist aus!»

«Die Knaben! Wo sind die Knaben?» schrie es in

der Menge auf. «Schlagt sie tot! Schlagt sie tot, die Hunde! Wir wollen Brüder sein! Wir wollen leben! Wir dulden keinen Wahnsinn unter uns! Schlagt sie tot!»

«Röhrt sie nicht an!» rief die gläserne Gestalt. «Ihr könnt ihnen nichts anhaben, solange ihr sie nicht erkannt habt!»

Aber niemand hörte mehr drauf. Denn mitten auf dem Platze lohte eine hohe Flamme auf und in ihrem roten Lichte drängte sich eine Schar nackter Knaben. Im Nu wurde es totenstill.

Da trat ein Knabe vor und sprach:

«Zu uns, wer frei sein will! Laßt die andern ihre Türme in den Himmel bauen! Laßt sie den Himmel auf die Erde niederzwingen! Laßt sie erstarren in Ordnung, Arbeit und Glück! Zu uns, wer die Flamme liebt und die ewige Wandlung! In *unsere* Nacht, wenn *ihr* Tag erstickt! In *unser* Reich, wenn *ihr Reich* vernichtet!»

Die nackte Schar stimmte ein wildes, rufendes Lied an. Ein Zittern ging durch die Menge. Da hörten alle aus den Lüften einen neuen Gesang sich in das wilde Lied mengen. Die gläsernen Herren sangen eine strenge, feierliche Weise, die das Lied der Nackten in *ihren* Takt zu zwingen versuchten. Die Menge geriet in brausende Bewegung:

«Zu den Herrn! Zu den Herrn! Sie helfen uns! Der neue Gott! Betet an! Betet an! Schlagt die Knaben tot! Opfert! Opfert!»

Besinnungslos griffen sie zu ihren Waffen und stürzten sich auf die Knaben. Ein Windstoß fuhr in die Flamme. Sie blähte sich auf, ein loderndes Riesensegel auf einem Feuerkahn, der sich mit der singenden Schar in die Luft hob und langsam über den Köpfen der Rasenden schwebte.

«Schießt sie herunter! Schießt sie herunter! Laßt sie nicht entkommen!» kreischte es unten. Kommandorufe erschollen. Daे Kanonen auf dem Marktplatz wurden gerichtet. Neue Kommandos. Die Schüsse krachten los. Und der Feuerkahn zersprühte in Funken. Millionen von Rosen sanken flatternd auf den Platz nieder und erfüllten die Luft mit dunklem, atemraubenden Duft.

KOMMENTAR

Der Dritte Teil

Der dritte Teil, d. h. die vier nächsten Kapitel des Buches: «Stuhlbrestenburg», «Der Bock in der Kirche», «Der große Prozeß» und «Der Aufruhr» bedürfen weniger eines psychologischen Kommentars als die übrigen Abschnitte, weil sie weniger «symbolisch» sind und mehr unmittelbar verständliche Satire und Zeitkritik enthalten. Zugleich haben sich gerade *diese* Kapitel in den grotesken Auswüchsen des Nationalsozialismus zum Teil fast wörtlich verwirklicht, so daß wir heute aus einer Demonstration ad oculos ableiten können, was geschieht, wenn das kollektive Unbewußte und seine Götter (die Archetypen) ein Volk unvorbereitet packen. Das abgebrannte Stuhlbrestenburg mit seiner allzu oberflächlichen Pseudokultur erinnert fatal an die Nachkriegskonjunktur der beginnenden Weimarerpublik, welcher bald die große Krise folgte, *erinnert aber auch fast noch fataler an das heutige Geschehen in Deutschland*. Man verarbeitet die vergangene Katastrophe nicht, sondern setzt sich in extravertierter Betriebssamkeit darüber hinweg, bis dann der nächste große Aufruhr wieder alles zerstört. Darum schreibe ich auch diesen Kommentar – aus Besorgnis, daß die Prophezeiung von Bruno Goetz noch einmal und wieder wahr werden könnte, wenn der dahinter

liegende religiöse Sinn des Problems nicht verstanden und realisiert wird. Der «Bock in der Kirche» zeigt eindrücklich, wie eine unchristliche Nüchternheit des modernen Protestantismus, welche jedes religiöse Gefühlsmoment, jede dionysische Ergriffenheit verpönt, zur Aufstauung solcher Bedürfnisse führt, die sich später in wenig anziehender Form entladen. Der «wildgewordene Spießbürger» ist kein erbauliches Erlebnis. «Der große Prozeß» offenbart kriminelle und triebpathologische Untergründe einer Scheinkultur, welche ihre echten religiösen Wurzeln verloren hat. Während Fo im Jenseits ein «werdender Gott» ist, löst er, ins Diesseits einbrechend, bei den Menschen nur Äußerungen *knabenhafte Unreife* aus, welche ihresgleichen suchen. Wie sehr das auch heute wieder zutrifft, wagt man gar nicht offen genug auszusprechen! Der mehr und mehr überhand nehmende getriebene kurzsichtige Infantilismus, die *Lausbubenpsychologie* großer Kreise unserer Bevölkerung, ist das unheimliche Problem unserer Zeit. Dies ist ausgelöst dadurch, daß die formgebenden Maß und Ziel setzenden Werte des Christentums nicht mehr «wirken». Sie werden von zu vielen kalten und machtbesessenen Vertretern, lauter Herren von Spät, verteidigt, die das Rad der Geistesgeschichte um jeden Preis zurückdrehen wollen und dem zukunftsträchtigen, schöpferischen, emotionalen inneren Suchen der Seele nichts zu geben haben. Wenn wir die Symbolik des Buches im Sinne von seelischen Hintergrundsvorgängen verstehen, welche die Emotion des Nationalsozialismus auslösten, so wird es auch begreiflicher, wieso viele Deutsche, die weder dumm noch amoralisch waren, so lange in dem Nationalsozialismus mitmachten und beinahe verzweifelt nicht einsehen wollten, in was für pathologische und kriminelle Abgründe die Bewegung nur zu bald abglitt. Sie konnten und wollten mit Recht ihre Ahnung nicht opfern, daß eigentlich im Nationalsozialismus etwas höchst Positives gemeint war, daß ein religiöser höchster Wert in der Seele, eine «Erneuerung des Gottesbildes» (= Fo) konstelliert war mit allen tiefsten Gefühlen und Hoffnungen, welche ein solches Ereignis mit sich bringt.

Die Erneuerung des Gottesbildes und des Gotteserlebnisses bedeutet nämlich nichts weniger als ein völlig neues schöpferisches Lebensgefälle, neue Kulturmöglichkeiten, einen élan vital, der aus der Nachkriegsneurose und Stagnation herausgeführt hätte. Daß aber eine politisch gefärbte machthungrige Massenbewegung diese Erneuerung eben gerade *nicht* mit sich bringen konnte, war zwar an sich klar, aber wer den Zugang zum eigenen Seeleninnern nicht gefunden hatte, konnte das Gesuchte nicht in sich, wo es sich verwirklichen wollte, finden und suchte es unwillkürlich in der Projektion im Äußeren. Man könnte mit Rabelais sagen: «La vérité dans sa forme brute est plus fausse que le faux!» Die leidenschaftliche Art, wie Manche gegen alles Einsehen an ihrem politischen Irrtum festhielten, dürfte sich weitgehend aus solchen Gründen erklären. Sie erklären auch, warum Manche noch immer in einem irrationalen sinnlosen Knabentrotz an dem gestürzten Götzen festhalten. Nur wenn genügend bewußte Einzelne den Gott endlich dort suchen und finden könnten, wo er wirklich herkam: aus dem Reich ohne Raum, d. h. der eigenen Seele, könnte dieser unbewußte Konflikt eine progressive und fruchtbare Lösung finden.

In diesen vier Kapiteln spielt Melchior bezeichnenderweise keine aktive Rolle – es sind rein kollektive Ereignisse dargestellt, welche die Wirkung der Knaben auf die Masse beschreiben. Melchior, der bewußte individuelle Mensch, und Li = die Vernunft, sind ausgeschaltet – er hat nichts zu sagen und nimmt auch keine Stellung. Statt dessen offenbart sich die nefaste Wirkung der Knabenschar, welche, wie Jung dargelegt hat, in ihrer Vielheit eine psychosenahe Dissoziation bedeuten. Auch die Flammen und die Rosen, die sie umspielen, können darüber nicht hinweg täuschen. Die Rosen erinnern an den Trick, mit welchem sich die Engel am Ende des «Faust» des Mephistopheles entledigen. Aber so einfach erweist sich auch dort die Lösung nicht, und darum muß «Faust» nach seinem Tod in einer Knabenschar bei Doctor Marianus weitere Bewußtheit erlernen – eben jene Bewußtheit, zu der ihn eine ernsthaftere Ausein-

andersetzung mit Mephisto geführt hätte. Hier entledigte sich Goethe «sub rosa» eines für ihn unlösbar werdenden Problems, das noch immer unerledigt in der deutschen Seele weiterlebt. Darum wurde es auch von Goetz wieder aufgegriffen, aber es gelangte – zum mindesten in dieser seiner Erzählung – ebenfalls nicht zu einer definitiven Lösung. Es fragt sich eben, ob eine solche im Raum des künstlerischen Schaffens überhaupt möglich ist, denn es handelt sich letztlich um ein *religiös-psychologisches* Problem, das m. E. allumfassender das Leben packt, als die Kunst es tut. Es geht um eine ganz grundlegende totale Einstellungsänderung, wie sie bisher in der Geschichte nur religiöse Wandlung zustande brachte, und wie sie in ihrer modernen Form, welche die Wissenschaft einzubeziehen genötigt ist, im Besonderen *C. G. Jung* erfaßt und darzustellen versucht hat.

VIERTER TEIL

DAS REICH

FÜNFZEHNTES KAPITEL

DIE VERWANDLUNGEN DER LIEBE

Die abendliche Erde brannte heiß unter seinen Füßen. Felsen schwankten wogend auf. Blühende Dolden hingen von den Sträuchern und streiften seinen Nacken. Der Strom floß im leichten Takte seines Blutes dahin. In den Kronen der Bäume hörte er seinen Namen rauschen.

Li fühlte, wie der Weg, über den er schritt, ein lebendiger Leib war. Augen schauten ihm aus dem Erdboden entgegen. Er erschauerte und tat einen Schritt seitwärts. Aber wieder traf sein Fuß auf atmendes Fleisch.

Er wandte sich um: die Bäume hinter ihm waren zu nackten Leibern geworden. Er sah nach oben: vom Himmel neigte sich ihm ein strahlendes Gesicht.

Das Gestrüpp griff nach ihm mit wehenden Armen. Von allen Seiten betastete ihn warmer Wind. Aus dem Strome, aus den Bäumen, aus der Erde, aus den Lüften riefen ihn verhallende Stimmen.

Noch zögerte er. Noch hielt erbekommen den Atem an. Doch schon lösten sich seine Glieder. Er hob die Hände und ließ sich mit ausgebreiteten Armen fallen.

Schäumend brachen Blüten aus dem Boden und wucherten über ihn hin in langen Ranken. Die Wellen des Stromes traten träge aus ihrem Bett, wuchsen höher und fluteten, leise aufrauschend, in Pausen im-

mer näher an sein Lager heran. Er fühlte, wie die Pausen kürzer wurden. Nicht lange, und die Wellen rührten an seine Glieder.

In rotem Glanze brachen letzte Sonnenstrahlen durch raschelndes Gezweig und überschütteten ihn mit Licht. Langsam dunkelnd ergoß es sich über ihn, ein Sturzbach flatternder Haare. Und immer starrten ihn weit-offene Augen an, die ihn versengten und nur noch heller brannten, je mehr die Haare ihen Glanz verloren.

Größer und rauschender kamen die Wellen des Stromes. Sie umschlangen ihn und drängten sich weich an seine fiebernde Haut. Sie hoben ihn kühl von der Erde empor. Sie erfaßten ihn und rissen ihn mit sich fort.

Die Sonne war versunken. Sterne stoben in fliehenden Bildern über den Himmel. Lis Leib dehnte sich und wuchs in den Raum hinein. Nicht mehr floß er im Strome dahin: alle Ströme brausten durch sein Herz. Nicht mehr spürte er den liebenden Anhauch der Erde: die Erde hauchte aus seiner Brust. Nicht mehr reckten die Bäume fleischiges Gezweige nach ihm aus: seine Armen sprossen aus allen Bäumen ins Dunkel.

Er atmete tief. Und Ströme, Wind, Bäume und Erde entrissen sich schmerhaft seinem Körper: er schwebte. Tief unter sich sah er seinen Schatten über Länder und Meere fallen.

Da schrie es von der Erde zu ihm empor. Und er stürzte taumelnd wieder hinab in blühenden Grund. Lippen drängten sich wild an seinen Mund. Unter hängendem Gesträuch lag er in umschlingenden Armen. Eine zarte Gestalt zog ihn sanft an ihre Brust. Ihre Glieder verflochten sich bebend.

Li fühlte nichts als das Erschauern der Haut an der seinen, als das Zittern der Lippen auf seinem Mund, als das Zucken der Arme um seinen Hals. Er hörte das

Klopfen des andern Herzens und vermochte es nicht mehr von seinem eigenen zu unterscheiden. Er sah die fremden Augen sich immer weher und dunkler weiten und glaubte in seine eignen Augen zu schaun.

«Wer bist du?» flüsterte er, «woher kommst du?»

Da trug ein Wind sie in wiegendem Sausen von dannen. Blaues Dunkel lichtete sich. Nebel stiegen empor und blähten sich auf. Eine Halle wuchs um sie mit weißen Säulen. Blumengewinde kränzten ihr Lager. Draußen blitzte mondbeschienenes Meer. Von ferne hallte Gesang zu ihnen herüber. Durch die Endlosigkeit des Säulenwaldes bewegte sich eine Schar von Tanzenden.

Sie umschlangen sich heftiger. Immer wütender wurde das Spiel ihrer entfesselten Leiber. Li fühlte, wie die Gestalt in seinen Armen schwellend wuchs. Ein Weib umklammerte ihn mit mächtigen Gliedern. Angstvolle Lust jagte atemlos durch sein Blut.

Die weiße Halle rötete sich und füllte sich mit rauchigem Licht. Unzählige kleine Flammen prasselten um die Säulen.

«Wer bist du?» flüsterte Li von neuem, «woher kommst du?»

Da gingen die Säulen in düster lohendem Dunst auf. Finstere Mauern starrten, von flüchtigem Glitzern überlaufen. Aus den Nischen tönten, bald näher, bald ferner, Beckenschlag und leiser Trommelwirbel.

Lis Leib krümmte und wandelte sich. Auch er war zum Weibe geworden und schmiegte sichträger und glühender an die zuckende Lagergenossin, die aber schon hinschmelzend in neue Gestalt sich löste: ein bronzenfarbener Riese lastete auf Li mit breiter Brust und starkknochigen Armen. Sein Gesicht war drohend verzerrt, sein Mund weit aufgerissen, seine blanken Zähne glommen zwischen schwarzen Lippen hervor, in

seinen geschlitzten Augenhöhlen brannten unergründliche Augen.

Hohe Gestalten mit Kahlschädeln und weißlichen Schlitzaugen traten in goldenen Mänteln aus den Wänden. Sie stimmten einen eintönigen, aufstachelnden Gesang an. Beim höchsten Tone, den sie unendlich lange anhielten, hoben sie ihre Schwerter. Das Gesicht über Li sah noch drohender und finsterer aus.

«Wer bist du?» flüsterte Li ohne Stimme, «woher kommst du?»

Doch das war nicht mehr der gelbe Riese, den er fragte: ein braunes Antlitz mit fältigen Zügen und dünnen Lippen lächelte ihn an. Zarte langfingrige Hände liebkosten ihn, die seltsam welk und kühl schienen.

Eine Wandlung riß die andere nach sich. Li preßte sich zergehend an eine Negerin mit wulstigen Lippen, an einen buntgefiederten Indianer, an ein mit gelben Sonnen bemaltes dunkles Mädchen.

Mitunter war ihm, sie schossen in einem Kahn auf einem Strome dahin. Jähes Sonnenlicht wechselte mit Finsternis und schimmernden Dämmerungen. Aufglühend umspritzte sie Wellenschaum.

In immer neuen Umarmungen wußte er sich, in immer neuen Räumen und Körpern. Bald war er ein Sklave, in einem heißen Zelt von einem funkeln den Kaiser geküßt, bald eine Lagerhure, auf eine Trommel hingesprenzt, unter den Leibern nach Blut riechender Soldaten keuchend, bald ein Priester im duftenden Bett einer zerbrechlichen Frau.

Wirbel trieben ihn durch wallende Düfte. Es wurde dunkel um ihn. Er konnte nichts mehr unterscheiden.

Dumpfe Stimmen machten in aufschaun. Und noch einmal sah er sich inmitten ungewiß glitzernder Tempelmauern. Aus den Nischen tönten wieder Becken-

schlag und Trommelwirbel. Reglos standen die schlitzäugigen Priester an den Wänden. Er lag, mit der geliebten Gestalt in seinen Armen, von Stricken umwunden auf dem Altartisch. Sie waren ein kleines, schwarzaariges Bauernpaar, das mit gequälten Tieraugen um sich sah und aus vielen Wunden blutete. Gewaltige Kuppeln wölbten sich über ihnen. Hinter dem Altar ragte der gelbe Riese als erzenes Götterbild in den schwingenden Raum. Die Priester umschritten sie mit erhobenen Schwertern. Li schrie in namenloser Furcht. Da sausten die Schwerter nieder.

Li sah sein Blut aufspritzen. Alles wurde zu rotem Dampf. Und aus dem Dampf stieg tausendgliedriger Urwald mit wankenden Riesenbäumen, strotzenden Schlinggewächsen und mannshohen Farnkräutern. Tiergebrüll drang aus den Gebüschen hervor.

Ein Panter schlug seine Pranken in Lis Fleisch, der selber eine fauchende wilde Katze war. Millionen bunter Vögel kreischten über ihnen im Glutwind. Ein letzter Aufschrei. Und Li zerstob ins Leere. Er wußte nichts mehr von sich.

In rasendem Niederfallen fand er sich wieder. In einer Sekunde sank er durch alle Räume, durch die ihn sein Spiel getrieben. Festliche Gesänge hallten von ferne herüber. Blaues Dunkel lichtete sich. Nebel stiegen empor und blähten sich auf. Blumengewinde kränzten das Lager. Durch die Endlosigkeit des Säulenwaldes bewegten sich Scharen von Tanzenden.

Da brach ein ungeheurer Glanz ein. Sonnenlicht stürzte aus kreisendem Blau. Auf wolkigen Kissen erwachte Li. Fo schließt an seiner Seite. Sein Atem ging ruhig und frei. Die Haare umzüngelten wirr seine lichte Stirn. Von seinem Gesicht ging ein klares Leuchten aus. Seine Lippen zuckten zuweilen wie in leisem Schmerz.

Sein schmächtiger Leib lag im eisigen Morgenlicht rein und weiß da, von blauen rieselnden Duftwellen umspült und war von einer Anmut, daß Li erschüttert in Tränen ausbrach.

Fo schlug die Augen auf, gewahrte Li, nahm sein Gesicht zwischen die Hände und küßte ihn auf die Stirn.

Sie blickten um sich. Aus allen Wolken reckten sich erwachte Gefährten in den jungen Morgen.

SECHZEHNTES KAPITEL

DER UNTERGANG

Sie hoben grüßend die Hände dem Licht entgegen.
Da jagte ein klingender Sturm von Flötenschreien und Hörnerrufen durch den Raum. Als die Knaben ihn vernahmen, ging ein Rauschen durch ihre Reihen.

«Der Sturm!» rief Fo, «der Sturm von drüben. Wir hören ihn wieder. Wir sind angelangt. Das Reich ist nahe!»

Er stand mit dem Rücken zur Sonne. Ein Windstoß fuhr in seine Haare. Sie breiteten sich strahlengleich über den ganzen Himmel aus.

«Der Sturm! Der Sturm!» schrien die Knaben, «das Reich ist nahe, wir sind daheim!»

«Wir sind daheim!» wiederholte Fo, «wir sterben ins Reich hinein. Wir tauchen in seine schwarzen Brunnen, um neu in die Welt zu blühn!»

Und er öffnete die Arme, schaute die Gefährten glühend an und fuhr feierlich fort:

«Zeit versinkt. Raum zerstiebt. Gestalt erlischt.»

Die Knaben drängten sich um ihn und zitterten. Fo ließ langsam seine Arme sinken. Seine Glieder begannen schmerzlich zu zucken. Und schon wurde die ganze Schar von Krämpfen geschüttelt. Ihre Gesichter schienen auf einmal steinalt und welk, ihre Haare weiß, ihre Augen blind, ihre Haut schlaff, ihre Hände dünn und greisenhaft. Alle blickten auf Fo, der sich wie unter einer schweren Last beugte.

Und wie ein Nebel löste sich eine Gestalt aus ihm, eine zweite, dritte folgte, immer mehr und mehr ent-

ließ er aus sich. Sie schwebten flatternd und wispernd hin und her und verhauchten ins Leere.

Aus jedem der Knaben, die sich in Schmerzen wanden, traten in langen Reihen luftige Gebilde: Mädchen mit starrem Lächeln, Greise mit irren Blicken, Gepanzerte in schwarzen Schienen, Engel mit schweren, blutgesäumten Flügeln, Männer in Talaren, schwarzen Röcken, bunten Wämsern und Fräcken, gelbe, schwarze, rote Krieger in wildem Schmuck.

Li sah hunderte von Gesichtern sich entschweben: er erkannte Priester, Soldaten, Dichter und Helden aus allen Zeiten und Ländern, er schaute alle Gestalten, in die er sich selbst verwandelt, seit er bei den Knaben weilte: Alles was er geliebt, wovor er sich gefürchtet, was er bewundert hatte, alles was er gewesen war, entströmte ihm und verließ ihn. Am Himmel zergingen in rasendem Wechsel, trübe umwölkt, ungeheure Landschaften, feurige Städte voll wimmelnder Schatten, alte dunkle Dörfer, hohe, spitze Dome, geheimnisvoll leuchtende Schlösser, zerfallene Burgen; immer neue Straßen und Bauten glommen fahl auf und schwanden.

Li wurde von unerträglichen Schmerzen gefoltert. Er heulte auf und hörte auch die andern qualvoll heulen. Ihr Stöhnen vermischte sich mit dem Wispern der Luftgestalten und übertönte spitz den klingenden Sturm.

Mit jedem Schatten, der von den Knaben wich, wurden ihre Körper wesenloser, ihre Bewegungen schwächer, ihre Schreie leiser. Sie begannen von einem sanften inneren Lichte zu glühen. Aber immer noch wollte der Zug kein Ende nehmen, immer noch lösten sich neue Gestalten aus ihnen. Alle Kraft und alles Wissen starb ihnen in kreisendem Zergehn. Machtlos und willenlos gaben sie sich hin der entfliehenden Flut der Gebilde. Die starren Augen auf Fo gerichtet, sahen sie nicht, wie

das ferne Leuchten der Heimat mit Dunst sich verhüllte und zerspringend schwand, fühlten sie nicht, wie fremde Luft sie feindlich umströmte, dumpfe Schwere sie lähmte. Wer schlug sie in Bann? Wer war genahrt, die wehrlos Blinden zu fesseln?

Ein Donnern von unten machte sie furchtsam zusammenschrecken. Die Wolken, auf denen sie schwebten, hatten sich herabgelassen. Erde stieg ihnen entgegen. Sie sanken tiefer und sahen sich endlich in einem modernden Hain. Sie wollten schreien und konnten es nicht. Nur Fo lallte tonlos mit bläulichen Lippen:

«Das ... ist ... nicht ... das ... Reich ... das ... ist ... nicht ... das ... Reich ...»

Mit aller Kraft rafften sie sich zusammen und erstarren, ehe ihnen noch die letzten Gestalten entströmen konnten. Träge wuchs Sumpf um sie und schluckte die zerfallenden Stämme des Hains.

Fos Lider fielen schwer über seine Augen. Li sah, wie er zu Boden stürzte, vermochte aber kein Glied zu rühren, um ihm zu Hilfe zu eilen.

Aus dampfendem Grün schwirrten bunte Vögel kreischend in den niedrigen Himmel und flatterten irre hin und her.

Da tauchten inmitten der Schar Fremde auf. Sie waren lautlos an die Erstarren herangeschlichen, legten die Arme um ihre Nacken und neigten sich zu ihnen, um sie zu küssen.

In den Augen einiger Knaben entglomm ein namenloses Grauen. Fliegende Angst löste ihre entkräfteten Glieder, sie konnten wieder ihre Arme regen und stießen die Fremden zurück.

Doch die übrigen sanken ihnen haltlos an die Brust und ließen sich küssen. Auch an den schlafenden Fo

trat einer der Fremden heran und beugte sich zu ihm nieder. Li schrie:

«Erwache! Erwache!»

Doch Fo hörte ihn nicht. Der Fremde neigte sich tiefer über ihn. Kaum hatte er ihn aber mit den Händen berührt, als Fo mit einer zuckenden Anstrengung seine Augen aufriß und mit furchtbarer Stimme schrie:

«Haltet ein! Haltet ein! Blickt um Euch! Rettet Euch! Haltet ein!»

Und er sprang auf und straffte seine Glieder. Funkelnden Auges schrieb er mit beiden Armen Zeichen in die Luft und stieß gellend dunkle Worte aus.

Da entstand ein Sausen über ihm. Aus ziehenden Nebeln verdichteten sich die Gestalten wieder, die die Schar aus sich entlassen, und erfüllten die Luft mit klagendem Winseln.

Die wenigen Knaben, die sich der Fremden erwehrt hatten, schauerten beim Anblick der Schatten zurück. Doch Fo schaute sie mit einem Ausdruck voll so weher Liebe an, daß sie gehorsam ihre Köpfe senkten. Ein Lächeln glitt über ihre greisen Züge. Sie schartern sich um ihn und atmeten tief auf. Und während ein Krampf ihre Leiber noch schauriger als zuvor zerriß, wurden sie wieder eins mit den Gestalten.

Sie waren wieder jung wie früher.

Auch um diejenigen von ihnen, die von den Fremden geküßt worden waren, wehten die klagenden Schatten.

«Zu mir! Zu mir!» hallte Fos Stimme.

Aber es war zu spät. Die in totenähnlichen Schlaf versunkenen Opfer hörten es nicht. Und die Fremden bliesen in die umherirrenden Schatten, daß sie zerstoben und sich in Luft auflösten. Ohne sich umzuschaun, schritten sie von dannen und trugen ihre Gefangenen

mit sich fort. Im Davonschreiten wurden ihre Körper durchsichtig wie Glas.

Eines Abends fand sich Li auf einer weiten Eisfläche.

«Was geschieht mit uns?» sagte er zu sich, «seit die Fremden uns den Weg ins Reich verlegt, ist etwas mit uns vorgegangen. Wir verlieren uns wahllos in wuchernde Verschlingungen. Was steigt aus vergessenen Gründen in uns empor? Wir erkennen uns nicht mehr. Unsere Schar zerstreut sich. Nur selten noch finden wir im Taumel, der uns ergriffen, einander wieder . . .»

Die Sonne schien rot. Ein Windstoß kam und fegte allen Schnee weg, daß er knisternd aufflog. Das Eis war blank wie ein Spiegel. Ihn fror.

Auf einmal erkannte er nahe Ufer, Kirchtürme, Häuser, Dächer, Dämme: er befand sich auf dem zugefrorenen Flusse seiner Vaterstadt Schimmelberg, nahe dem alten Hause in der Löwengracht, in dem er aufgewachsen war.

Das Eis war voll lachender und schwatzender Menschen. Bunte Stoßschlitten, gelb, grün, rot, blau, violett, sausten an ihm vorüber.

Ein großer, roter Schlitten machte dicht vor ihm halt. Er war wie ein Tier geformt. Vorne zierte ihn ein Drachenkopf. Der trug die Züge des alten Uhrmachers von Schimmelberg, Louis Lindenroth. Er hatte traurige Augen und sagte mit müder Stimme zu Li:

«Melchior, erkennst du mich nicht?»

Wie vom Blitz getroffen schwankte Li, als er sich bei seinem alten Namen rufen hörte, den er tief vergessen hatte.

Aber der Kopf des Uhrmachers fuhr fort:

«Hänge dich nicht auf, wie ich, alter Junge. Es hat ja doch keinen Zweck. Nun muß ich hier einem dum-

men Schlitten als Drachenkopf dienen, das ist alles, was von mir übrig geblieben ist. Mache es besser, als ich. Hier leihe ich dir fünf Taler. Trink dich toll und voll!»

Er lachte kurz auf, wackelte noch einigemale hin und her und erstarrte. Jetzt war es kein Drachenkopf mehr, sondern der Kopf eines Katers mit zugekniffenen Augen und langausgezogenen Schnurrbarthaaren.

Li wußte, daß er selber jener Melchior war, den der alte Uhrmacher angeredet, daß man heute seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert und ihm einen neuen Mantel mit einem schwarzen, langhaarigen Pelzkragen geschenkt hatte.

Da rief ihn der in Pelze verummerte Schlittenführer an:

«Steig ein, Melchior», sagte er, «du erfrierst ja!»

Es war die Stimme seines Schulfreundes Heinrich Wunderlich. Li stieg ein und setzte sich. Heinrich beugte sich von hinten nah über sein Gesicht. Li sah seine Augen dicht über sich. Sie waren erschreckend groß und standen voller Tränen. Auch Li weinte.

Da barst das Eis unter ihnen mit einem dumpfen Knall. Aber schon saßen sie in einem kleinen Ruderboot und es war heißer Sommer. Heinrich ruderte. Sein Gesicht war sonnverbrannt; seine Brust unter dem offenstehenden weißen Hemde leuchtete braun. Sie fuhren auf Lis Vaterhaus zu, dessen Front dem Flusse zugekehrt war.

Li kletterte an Land. Das Boot mit Heinrich war verschwunden. Im Garten, der das Haus umgab, sah er seine frühverstorbenen Brüder lustig miteinander ringen. Henriette Karlsen saß auf einer Bank und zeichnete.

Kaum hatte Li den Garten betreten, war niemand mehr zu sehen. Stimmen riefen ihn aus den Fliederge-

büschen. Er ging auf die Sträucher zu und drang in ihr Dunkel ein. Die Zweige schlügen hinter ihm zusammen. Im Dämmerschein saß Otto von Lobe halbnackt mit untergeschlagenen Beinen und spielte träge auf einer Gitarre. Er war noch schmächtiger geworden und sah krank und vergrämmt aus. Seine weißen Lippen bebten. Seine Augen waren geschlossen. Als er Li kommen hörte, öffnete er sie, gewahrte ihn und sagte traurig:

«Das Schiff ist schon lange fort und ich bin nicht mitgekommen. Ich habe es verfehlt. Jetzt muß ich dem Alten da auf der Gitarre vorspielen!»

Und er wies mit dem langen, dünnen Zeigefinger, an dem ein Ring mit einem großen blutroten Stein stak, auf eine Stelle im dämmrigen Gezweige.

Li sah einen bis zu den Achselhöhlen eingegrabenen alten Mann aus der Erde ragen. Es war sein Vater.

«Wo bin ich?» dachte er, «woher taucht das alles auf? Was wirrt sich hier durcheinander?»

Der Vater sah ihn freundlich an, nickte ihm zu und sagte:

«Jetzt ist die Zeit bald um. Jetzt wird mein Schiff kommen. Dann reisen wir fort, ins neue Land, ins Sternenland!»

Während er das sprach, bemerkte Li, wie das ganze Gebüsch von gespannt lauschenden Gesichtern umgeben war. Sie schrie ängstlich:

«Du darfst nicht fort! Du darfst nicht fort!»

Da flog der Vater als schwarzer Vogel auf. In der Höhe wurde er immer bunter. Viele hundert Vögel gesellten sich zu ihm. Sie hatten Menschenstimmen und kreischten alle durcheinander:

«Wir sind zurückgekehrt! Wir kehren immer zurück!»

Doch ehe Li sich noch besinnen konnte, umgab ihn schon eine andere Welt. Er stand am Kai eines großen Hafens. Weiße Möven umstrichen ihn mit pfeifendem Flügelschlag. Ein breiter Schatten fiel auf das Ufer. Li fuhr zusammen. Ein ungeheures Segelschiff hatte angelegt. Viele Reisende gingen an Land. Am Schiffschnabel aber stand Fo und winkte Li mit einem weißen Taschentuch. Und wieder war die Luft voll bunter Vögel. Die kreischten:

«Wir sind zurückgekehrt! Wir kehren immer zurück!»

Li wußte nicht, wie es gekommen war. Aber er ritt mit Fo auf zwei schwarzen Pferden über welche Stopfelfelder. Nacht sank hernieder. Der wolkenlose Himmel war voller Sterne.

Fo rief Li zu:

«Schneller reiten! Schneller reiten! Sonst kommen wir zu spät!»

Der Ritt wurde atemloser. Die Pferde drängten aneinander. Fo und Li berührten sich, legten einander die Arme um die Schultern und küßten sich.

Zum ersten Male wurde Li bei einer Berührung Fos von einer unerklärlichen Angst ergriffen. Er wollte sich aus seiner Umarmung lösen. Doch am Himmel wuchs eine kleine schwarze Wolke, faltete sich wie ein Tuch zusammen und fiel über sie.

Fo rief:

«Ruhig atmen!»

Und das Tuch hob sich wieder, flatterte auf und zerging. Rings breitete sich sandiges Meeresufer. Hohe Strandgräser raschelten um sie. Und Fo sagte:

«Wir sind gerettet! Wir können fahren! Dort liegt unser Boot!»

Sie eilten auf das Ufer zu und schoben ein Fischerboot ins Meer.

Im selben Augenblick ging ganz plötzlich, ohne Dämmerung, die Sonne auf. Und Li erkannte, daß der Fährmann, der ihn stehend davonruderte, nicht Fo war, sondern die gläsern flimmernde Gestalt Ulrichs von Spät.

Li konnte nur noch aufschreien. Dann wurde es Nacht um ihn.

SIEBZEHNTES KAPITEL

DIE WIEDERKEHR

Der Garten war von einer hohen Mauer umgeben. Die Tore wurden streng bewacht. Die weißen Häuser hatten ein heimtückisch beruhigendes Aussehen.

Auf der grünen Bank vor dem Hauptgebäude saßen immer vier Männer in blaugestreiften Leinenkitteln und lächelten vor sich hin. Ihre Augen schienen nichts zu sehen. Von Zeit zu Zeit nickten sie mit dem Kopf, griffen in die Luft, als ob sie etwas fangen wollten und meckerten dazu wie Ziegen.

Zwischen zwei hohen Tannen stand eine alte Frau mit gelbem, verschrumpftem Gesicht und lang herabhängenden grauen Haaren. Sie trat von einem Fuß auf den andern, so daß sie ständig hin- und herschwankte, und murmelte unverständliche Worte. Nur wenn ein Wärter in weißer Schürze an ihr vorbeiging, unterbrach sie sich und sah ihn lauernd an. Zuweilen lief sie ihm lautlos nach und packte ihn von hinten mit gekrallten Fingern an der Kehle. Dann stürzten sofort andere Wärter herbei, rissen sie fort, überwältigten sie und schleppten die laut Aufheulende in eines der weißen Häuser.

In der Mitte des Gartens, auf dem großen Rasenplatz, der von alten Bäumen umstanden war, tummelten sich die verschiedenartigsten Menschen in blaugestreiften Kitteln umher.

Einer von ihnen tanzte den ganzen Tag auf demselben Fleck und stampfte in wütender Lust unter gellendem Singen den Boden.

Einige wälzten sich im Grase unruhig hin und her oder hockten stumpf und teilnahmslos da. Andere schli-

chen von Gruppe zu Gruppe, stürzten sich bald auf diesen bald auf jenen, versuchten ihn umzuwerfen und zu schlagen oder zu umarmen und zu küssen. Wenn die Wärter, die überall unerwartet zwischen ihnen auftauchten, etwas derartiges erblickten, trennten sie sie gewaltsam.

Ein Greis mit langen Haaren und starren Augen ging ruhig auf und ab. Eine noch junge, zarte und schöne Frau näherte sich ihm. Sie trug ein eingerahmtes Bild in ihren Händen. Zuerst zögerte sie eine Weile und sah den Alten mißtrauisch an. Dann lächelte sie glücklich und ließ sich vor ihm auf die Knie nieder.

«Du bist der große Gott!» sagte sie flehend, «du wandelst unter uns Armen, uns beizustehen und uns wohlzutun. Sei mir gnädig! Hilf mir! Du weißt alles. Sie haben meinen Mann getötet. Nichts ist mir von ihm geblieben, als sein Bart. Den habe ich seiner Leiche abgeschnitten und unter Glas und Rahmen getan. Hier ist er. Hier.»

Und sie hielt ihm das Bild hin, das sie mit sich trug. Der Alte warf einen flüchtigen Blick darauf. Unter dem Glase gewahrte er wirklich einen auf Goldpapier geklebten dichten Vollbart von tiefschwarzer Farbe.

«Hilf mir!» fuhr die Frau weinend fort und umklammerte die Knie des Alten, «guter Gott, hilf mir! Mache meinen Mann wieder lebendig. Ich kann nicht leben ohne ihn. Ich fürchte mich immer so, ich bin so allein. Hinter allen Bäumen lauert man mir auf, Hilf mir!»

Der Alte nahm ihr das Bild aus der Hand, betrachtete es kopfschüttelnd und gab es ihr schweigend wieder zurück. Sie preßte es leidenschaftlich an die Lippen und tat plötzlich einen wilden Schrei:

«Er ists! Er ists! Du hast ihn lebendig gemacht.

Mein Mann ist wieder da. Er ist wieder da!» Und sie ließ das Bild fallen und griff mit beiden Armen vor sich hin, als ob sie jemanden umarme, küßte in die leere Luft, brach in ein wieherndes Gelächter aus, machte mit dem Rumpf einige unzüchtige Gebärden und tanzte kreiselnd davon.

Aber die andern hatten ihr Geschrei gehört und kamen neugierig herbeigelaufen. Und schon beugten einige ihre Knie vor dem Alten, küßten den Staub von seinen Schuhen und riefen:

«Gott erbarme dich uns! Rette uns!» Doch sie wurden von einem hochgewachsenen Jüngling überschrien, der ihnen zornglühend zubrüllte:

«Ich bin der Herr, euer Gott! Ihr sollt keine andern Götter haben neben mir! Bittet, so wird euch gegeben! Klopft an, so wird euch aufgetan!»

Und der ganze Haufe begann zu krähen, zu grunzen, zu bellen, zu johlen. Sie faßten sich an den Händen und tanzten, mit den Beinen schlenkernd, um den Alten herum, hielten aber bald entsetzt inne, denn einer von ihnen war zu Boden gefallen und stieß unter Zuckungen krampfhaft hervor:

«Die Sonne geht unter! Es wird dunkel! Die ewige Nacht! Sie kommen mit Zangen! Hilfe! Gnade! Feuer! Ewiges Feuer!»

Seine Schreie gingen in ein schluchzendes Lachen über.

«Tanzen!» wimmerte er, «wir wollen tanzen, auf dem Feuer tanzen! Wir sind Tanzbären! Juhuh!»

Und er raffte sich auf und trampelte unter fortwährendem Weinen, Plappern und Lachen plump auf und nieder.

Unterdessen hatte ein finsterblickender Kahlkopf den Alten unter den Arm gefaßt und sagte eindringlich:

«Lassen wir den Pöbel! Kommen Sie, dort ist eine Bank. Ich habe mit Ihnen zu sprechen!»

Der Alte folgte ihm. Sie ließen sich im Schatten der hohen Gartenmauer nieder.

«Hören Sie mich ruhig an!» sagte der Kahlkopf, «warum wollen wir uns weiter mißverstehen? Warum lauern wir uns auf? Das hat alles keinen Sinn!»

«Aber ich lauere Ihnen ja gar nicht auf,» erwiderte der Alte.

«Doch, Sie taten es, ich weiß es, ich hab es gefühlt, gleich vom ersten Tage an, als Sie hierher kamen. Aber lassen wir das! Ich bin der Kaiser, wie Sie wissen. Doch ich will nicht erkannt werden. Ich lebe immer unter anderer Gestalt. Ich habe tausend Gesichter. Trotzdem bin ich von Ihnen erkannt worden. Sie haben es gleich gewußt, wer ich bin. Aber auch ich weiß, wer Sie sind. Sie sind ein großer Herr, ein sehr großer Herr. Ich will keinen Namen nennen. Aber ich kenne Sie. Warum sollen wir in Feindschaft leben? Wir können uns einigen. Teilen wir! Sie nehmen die südliche Erdkugelhälfte und ich die nördliche. Ich bin sogar bereit, einen Teil der nördlichen zu Ihrer südlichen zu schlagen. Denn ich gebe zu, dort sind die Leute weniger intelligent. Aber desto angenehmer zu regieren, wissen Sie, weniger aufsässig. Vereinigen wir uns. Ich gehe auf jeden Vorschlag ein, den Sie machen. Wollen Sie vielleicht den Norden? Ja? Nehmen sie ihn! Mir genügt auch der Süden. Es kommt mir nicht darauf an. Aber . . . verfolgen Sie mich nicht mehr! Vereinigen wir uns! Es ist die höchste Zeit! Sonst wächst uns alles über den Kopf. Wir müssen die Menschen rechtzeitig ausrotten, ehe es zu viele werden. Sie dürfen aber vorher nichts davon merken, sonst setzen sie uns gefangen. Wir wollen die Erde wieder zum Paradiese machen, es ist leider

alles so häßlich geworden. Wir wollen ein paar Weiber am Leben lassen und mit ihnen neue Menschen zeugen ... Aber vorsichtig, um Gotteswillen, vorsichtig! Nichts ausplaudern! Wir müssen ganz im geheimen vorgehen, ganz im geheimen! ... Wollen Sie?»

Er streckte ihm seine Hand hin. Doch der Alte antwortete:

«Ich verstehe Sie nicht!»

«Ach, Sie wollen nicht?» zischte der Kahlköpfige. «Sie wollen alles für sich allein haben? Sie wollen mich töten? ... Jetzt kenne ich Sie. Aber hüten Sie sich, hüten Sie sich! Ich bin wachsam. Ich weiß, ich weiß ...»

Er sah sich währenddessen scheu nach allen Seiten um. Von ferne nahte eine weiße Gestalt. Als er sie erblickte, schrie er kurz auf und rannte in langen Sprüngen angstvoll von dannen.

Der Weiße kam näher und blieb vor dem Alten, der dem Davongelaufenen traurig nachschaute, stehen.

«Nun, wie gehts?» fragte er.

Der Alte räusperte sich und sagte:

«Danke sehr, Herr Doktor. Aber ich wiederhole meine Bitte. Entlassen Sie mich.»

«Ich kam zu Ihnen», sagte der Arzt, «um mit Ihnen darüber zu sprechen.»

«Ich halte es hier nicht mehr aus, Herr Doktor», fuhr der Alte fort, «es ist hier alles zu wahr. Da draußen verbirgt es sich unter einem vorgetäuschten tieferen Sinn. Hier spielt sich das Leben nackt vor uns ab. Ich möchte an meine Arbeit gehn. Ich glaube, daß ich niemandem lästig fallen werde.»

Der Arzt dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:

«Gut, aber lassen Sie mich vorher offen mit Ihnen

sprechen. Ich weiß, Sie sind eigentlich vollkommen geheilt. Ihre hervorragenden chemischen Untersuchungen, die Sie hier vor unseren Augen vorgenommen haben, beweisen das unwiderleglich. Ich will Ihnen Ihre fixe Idee nicht ausreden, Sie seien jener seit hundert Jahren verschollene Doktor Melchior van Lindenhus aus Schimmelberg. Ich halte es für unmöglich, Sie davon abzubringen. Da Sie aber sonst, wie gesagt, völlig gesund sind, steht Ihrer Entlassung nichts im Wege. Die wilden Phantasien, in denen Sie lebten, als Sie vor einem Jahr in einem auf freiem Meere treibenden Fischerboot aufgefunden wurden, sind verschwunden, es ist nichts davon in Ihrer Erinnerung zurückgeblieben. Sie wissen sich aber leider auch nicht Ihres wirklichen Namens zu entsinnen. Um Ihnen entgegenzukommen, werden wir deshalb bei den Behörden darum nachzu-
suchen, daß Sie den Namen Melchior van Lindenhus führen dürfen. Die Landesuniversität, die sich lebhaft für Ihre Arbeiten interessiert, wird weiter Sorge für Sie tragen.»

Drei Tage später, wurde Melchior entlassen.

Jahre vergingen. Melchior war schon lange Professor an der Universität. Sein Ruhm hatte sich schnell ausgebretet. Bis weit über die Landesgrenzen hinaus wurde er als erste Autorität in seinem Fache verehrt. Seine Gesundheit schien unverwüstlich. Er arbeitete Tag und Nacht ohne zu ermüden. Seine gelehrte Tätigkeit war das Einzige, womit er sich beschäftigte. Allem anderen war er abgestorben.

Seine Kollegen und Schüler waren viel zu taktvoll, ihn auch nur mit einem Worte an die Umstände zu erinnern, unter denen er in der Stadt aufgetaucht war. Man war genau darüber unterrichtet, an welcher fixen Idee er litt, und hütete sich, daran zu rühren. Und

Melchior selber kreiste mit seinen Gedanken nie um diese Dinge, sie waren für ihn wie mit einem dichten Nebel verhangen, in den es ihn nicht einzudringen verlangte.

Wenn er durch die Straßen ging, schienen seine Augen nur nach innen zu schauen. Er schlug immer den gleichen Weg von seiner Wohnung zur Universität ein. Andere Gänge machte er nicht.

Nur manchmal fühlte er sich von einer quälenden Unruhe ergriffen, die er sich nicht zu erklären vermochte. Doch überwand er sie immer rasch und nahm mit doppeltem Eifer seine Arbeit auf.

Eines Nachmittags geschah mit ihm aber etwas Seltsames. Er sah in der Hauptstraße einen jungen Menschen vor sich hergehen, dessen geschmeidige Gestalt und federnder Gang ihn fesselten. Er beschleunigte seine Schritte, um ihn einzuholen und sein Gesicht zu sehen. Als er an ihm vorbeischritt, schaute der junge Mensch ihn flüchtig an. Melchior war erschüttert. Er lüftete seinen Hut und sagte mit stockender Stimme:

«Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, ich heiße Melchior van Lindenhus.»

Der junge Mensch machte ein erstauntes Gesicht.

«Ah, Herr Professor», sagte er, «es ist mir eine Ehre. Ich bin Waltter Mahr, studiosus juris. Womit kann ich dienen?»

Melchior wurde verlegen.

«Ich weiß nicht recht», erwiderte er, «wie ich Ihnen das erklären soll. Als ich Sie vor mir hergehen sah, stieg eine dunkle Erinnerung in mir auf. Ich ging Ihnen deshalb nach. Und jetzt, da ich Ihr Gesicht sehe, verstärkte sich der erste Eindruck. Mir ist, als müßte ich Sie schon sehr viel früher irgendwo einmal gesehen haben.»

Mahr machte eine erschrockene Gebärde, nahm sich aber gleich wieder zusammen und sagte:

«Ich wüßte nicht, wo das gewesen sein könnte. Ich bin hier geboren und aufgewachsen. Ich habe die Stadt nie verlassen. Und Sie sind erst seit drei Jahren hier.»

«Und doch, und doch, lieber Mahr», unterbrach ihn Melchior, «man soll nichts verschwören. Aber wir sind an meiner Wohnungstür angelangt. Kommen Sie für ein paar Minuten zu mir nach oben. Ich möchte ein wenig mit Ihnen plaudern.»

Nachdem sie im Studierzimmer Melchiors Platz genommen, schwiegen sie eine Weile. Endlich begann Mahr ein wenig zögernd:

«Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, Herr Professor, aber als Sie mir vorhin sagten, Sie müßten mich schon sehr viel früher irgendwo einmal gesehen haben, erschrak ich, denn ich habe schon als Knabe immer von einem Gesicht geträumt, das ganz dem Ihren glich, nur daß es viel jünger war.»

«Ja, man träumt mancherlei», warf Melchior ein, «auch ich werde wohl von Ihnen geträumt haben.»

«Mir träumte», fuhr Mahr fort, «daß dieses Gesicht zu mir ins Fenster sah und mich laut rief. Merkwürdig, – auch die Stimme glich ganz der Ihren. Und einmal war mir, der andere säße an meinem Bettrand und sagte mir, ich solle ihm folgen und mich kreuzigen lassen. Ich habe das nie begriffen. Aber es lockte mich un-säglich. Der fremde Knabe erschien mir eine Zeitlang fast allnächtlich im Traume. Später blieb er aus. Und ich vergaß ihn.»

Melchior wurde immer aufgeregter.

«Kreuzigen?» flüsterte er fast unhörbar, «wann war das nur? Alles in mir ist durcheinander geworfen. Ich kann mich auf nichts mehr besinnen.»

Er stand auf und lief unruhig hin und her. Dann setzte er sich und sprach leise vor sich hin:

«Das Kreuz wird aufgerichtet... Der Morgen graut... Der Leib zerreißt... Das Blut störmst in die Welt... Und man wächst neu ins Ungeheure... Wann war das nur? Wem geschah das?... Wir müssen wandern, lieber Mahr, immer wandern. Wir müssen alles verlassen. Wir müssen frei sein. Wir dürfen nicht rasten. Auch ich muß wieder auf die Wanderschaft... Ich will fort... Willst du mit?»

Mahr sah dem Alten in die Augen. Und in einer plötzlichen Bewegung nahm er seine Hand, küßte sie und sagte:

«Ich gehe mit.»

«Laß mich jetzt allein», murmelte der Alte, «komm morgen wieder. Und mache dich bereit zur Wanderschaft.»

Als Mahr gegangen war, blieb Melchior eine Weile nachdenklich mitten im Zimmer stehn. Sein ziellos umherirrender Blick fiel auf den länglichen Wandspiegel. Und wie unter einem Zwange, begann er sich vollständig zu entkleiden, stellte er sich vor den Spiegel und betrachtete sich lange.

Sein Körper war von makelloser Schönheit und trug noch keine Spuren des Alters und Verfalls. Nur das bleiche, zerfurchte Gesicht schien maskenhaft starr und die Augen schauten unbeweglich und glanzlos vor sich hin. Er schritt vor dem Spiegel auf und ab und prüfte das Spiel seiner Glieder.

«Bin ich es selbst, der dort aus der silbernen Fläche schaut?» dachte er, «was will dieser greise Kopf auf dem jungen Körper? Noch bin ich stark. Noch kann ich fort. Mahr holt mich morgen. Und wir gehn... Wann habe ich ebenso wie heute auf das Fortgehen gewartet?»

Wo habe ich sein Gesicht gesehn. Seinen Gang? Seine Gestalt? Lockt *er* mich von hier fort, Bin *ich* es, der ihn verlockt? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir fort müssen. Fort, in die Ferne, ins Ungeheure . . .»

Und er kleidete sich langsam wieder an und lächelte ein wenig spöttisch über das Abenteuer, das er vor dem Spiegel mit sich selber gehabt. Gewohnheitsgemäß setzte er sich an den Schreibtisch, um zu arbeiten. Da fiel ihm ein, daß das ja keinen Sinn mehr habe. Und von neuem fühlte er sich beunruhigt undbeklommen.

Er hielt es nicht länger im Zimmer aus. Und trotzdem es schon spät war, verließ er seine Wohnung und begab sich, zum ersten Male, seit er in der Stadt weilte, ins Kaffeehaus.

Die Gesichter, die er dort sah, stießen ihn durch ihre Ruhe, Selbstsicherheit und Zufriedenheit ab. Da wurde er angeredet. Ein Kollege begrüßte ihn und sagte:

«Also auch Sie hat das Fest heute herausgelockt?»

«Welches Fest?» fragte Melchior.

«Das wissen Sie nicht? Die Jahrhundertfeier!»

«Welche Jahrhundertfeier?»

«Die Jahrhundertfeier der großen Revolution von Stuhlbrestenburg.»

Melchior starnte ins Leere.

«Revolution von Stuhlbrestenburg?» sagte er schließlich, «das ist schon hundert Jahre her?»

«Ja, freilich», antwortete der Kollege, «damals hats ein wenig anders ausgesehn in der Welt, als heute. Eine dunkle Zeit, lieber Kollege, eine dunkle Zeit. Wirr, abergläubisch, lasterhaft und überspannt. Die letzten Versuche einzelner, die Gesamtheit unter ihren Willen zu zwingen. Die letzte Romantik großer Taten und Werke. Die letzten Ausbrüche einer mystischen Rauschsucht. Wir können das alles ja kaum mehr begreifen.

Wir leben hell und wach. Wir kennen weder Sklaverei noch Freiheit. Wir leben füreinander und miteinander. Wir arbeiten nicht mehr, als unbedingt notwendig ist. Und im übrigen sind wir da auf der Welt, das genügt uns. Man war früher unbefriedigter und unruhiger.»

«Ja, unruhiger . . .» sagte Melchior.

«Unruhiger und unsicherer», fuhr der Kollege fort, «wir kennen nicht mehr jene Sehnsucht ins Unbegrenzte, von der damals soviel die Rede war. Wir sind *endlich*. Dieses Gefühl der Unruhe, dieser Drang aus der Unerträglichkeit des täglichen Lebens hinaus, dieses Verlangen nach dem Absoluten schuf damals ganz seltsame Phantasiegebilde, die, glaubwürdigen Berichten zufolge, allgemein für Wirklichkeit gehalten wurden. Man erzählt sich, daß kurz vor der Revolution im ganzen Lande mysteriöse Knaben aufgetaucht wären und überall, sowohl unter den herrschenden Kreisen, wie unter den Revolutionären, die größte Verwirrung angerichtet hätten. Sie sollen die Fähigkeit besessen haben, wurde behauptet, ihre Gestalt beliebig zu verwandeln. Stellen Sie sich das vor: die unverantwortlichen Scherze einer übermütigen Gesellschaft – um etwas anderes kann er sich doch nicht handeln – hielt man damals für übernatürliche Geschehnisse. Und nun gar die wahnwitzige Sage über die Vorgänge im Hoftheater, bei welchem der letzte König ums Leben kam . . . Sie haben doch sicher davon gehört?»

«Nein, lieber Freund», unterbrach ihn Melchior, «aber ich bin zu müde, ich muß nach Hause, ein anderes Mal!»

Und er verabschiedete sich rasch und lief auf die Straße hinaus, um freier atmen zu können.

Die endlos langen Straßen mit ihren Ketten weißer Bogenlampen zu beiden Seiten, die sich wesenlos im

regennassen Asphalt widerspiegeln, waren schon menschenleer, als Melchior seiner Behausung zuschritt. Das Gefühl seines eignen Schreitens, das immer freier und leichter wurde, erfüllte ihn mit schwebender Lust.

«So ist es gut», dachte er, «so werde ich weiter und weiter gehn. Immer wieder festlichen Straßen entlang, weiße Feuer als Geisterfackeln zur Seite!»

Und im Weiterschreiten merkte er es nicht, wie er das Bewußtsein der Gegenwart verlor. Noch undeutlich stiegen mattleuchtende Bilder in ihm empor, tauchten alles, was ihn umgab, in fahles, milchiges Licht und wurden allmählich klarer und glänzender, bis er sie nicht mehr von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermochte.

Die Straßen weiteten sich. Die Häuser wuchsen. Der Himmel kreiste tiefer und sausender. Die Wolken zerrißten. Große gelbe Sterne glühten heiß und nah.

Sein Herz klopfte heftiger. Da glaubte er Schritte hinter sich zu vernehmen, kaum hörbare, schleichende, böse Schritte. Er blickte sich um. Niemand war zu sehen. Und doch konnte er sich vom Grauen, das ihn überfallen, nicht befreien.

Erst nach und nach gewann er seine vorherige Leichtigkeit und Freiheit wieder. Immer fremdartiger, ferner und größer umgaben ihn Straßen und Häuser, Himmel, Bogenlampen und Sterne.

Von neuem hörte er Schritte. Es waren aber nicht dieselben, die ihn vorher erschreckt. Sie klangen in den Takt seiner eigenen Schritte hinein, von allen Seiten glaubte er unsichtbare Wanderer zu vernehmen. Das Blut pulste feuriger durch seine Adern. Ohne es zu wissen, sang er laut in die Nacht hinaus. Und von überallher antworteten ihm unsichtbare Chöre.

Eine Turmuhr schlug. Er fuhr auf. Sein Herz stockte.

Und jäh saß ihm die Angst in der Kehle und ließ ihn nicht los.

Doch das Singen wurde lauter. Von fernen Pfeifen, Trommeln und Becken begleitet näherte sich ein stampfender Marsch und riß ihn mit sich fort.

Und er sah sich auf weißem Pferde in eine leuchtende Stadt einreiten. Auf allen Straßen scholl Musik und helles Rufen. Zwei Jünglinge führten sein Pferd am Zügel. Zu beiden Seiten liefen in langen Reihen nackte Knaben und Jünglinge, Kränze im Haar und um die Lenden, Fackeln in hochgestreckten Armen.

Die Straße öffnete sich auf einen von hohen weißen Gebäuden umstandenen Platz, über dem in der lauen Nachtluft bunte Lichter schwebten. Die Fenster und Balkons der Paläste waren voll von verschleierten Frauen und Mädchen. Als der Zug die Mitte des Platzes erreicht hatte, ließen sie ihre Schleier fallen, standen nackt da und warfen Rosen auf den Platz.

Ein hohes geschmücktes Tor öffnete sich vor Melchior. Hunderte von Fahnen bauschten sich über ihm. Knaben hielten ihm die Bügel. Er stieg vom Pferde -- und stand auf einmal allein vor seiner kleinen Haustür in der leeren Straße. Die Lampen blinkten traurig und müde. Es schneite in großen Flocken.

Er konnte keinen Schritt mehr tun. Seine Knie wankten. Er ließ sich auf das beschneite Straßenpflaster nieder, wühlte seinen Kopf in den Schnee und fing haltlos zu weinen an.

So blieb er liegen, bis er keine Tränen mehr hatte. Dann erhob er sich und stieg mit schweren Füßen die Stufen zur Haustür empor. Als er den Schlüssel ins Schloß steckte, prallte er zurück. Die Tür schien ihn zu warnen und ihm zu drohen. Die Angst war da, die ihn schon zweimal auf der Straße gepackt hatte.

Er überlegte, ob er umkehren und den Morgen im Kaffeehaus erwarten solle. Dann stellte er sich aber die langen, menschenleeren Straßen vor und es überlief ihn eiskalt beim Gedanken an den schaurigen einsamen Weg. Auch befiehl ihm eine plötzliche, bleierne Müdigkeit, die ihn immer stärker ins Zimmer lockte.

Er überwand sein Grauen, schloß auf und machte die Tür rasch hinter sich zu, als fürchte er sich, es könne jemand Unsichtbares mit ihm den Flur betreten. Im Treppenhaus blieb er stehen und horchte lange zaghaft ins Dunkel hinein. Endlich entschloß er sich, nach oben zu gehn. Während des Steigens zögerte er noch einmal. Und vor seiner Wohnungstür wäre er fast wieder umgekehrt, so fremd und furchtbar schien sie ihm im bleichen Schein der Straßenlaternen hinter dem Stiegenfenster.

Als er die Wohnung betreten, lief er hastig in sein Zimmer. Er rieb ein Streichholz an und ließ es sofort wieder fallen. Er fühlte, jemand Fremder war da.

Und nun hörte er deutlich die Atemzüge eines Schlafenden. Er glaubte, diese Atemzüge zu kennen, vermochte sich aber nicht zu entsinnen. Es mußte zu jener Zeit gewesen sein, die ihm versunken war und die in den letzten Tagen immer mahnender an sein Herz pochte.

Noch einmal ließ er das Streichholz aufflackern und entzündete eine Kerze.

Im Lehnsessel am Kamin, den Rücken ihm zugekehrt, saß ein Mann mit blonden, welligen Haaren. Melchior trat näher, leuchtete dem Schlafenden ins Gesicht und erkannte Ulrich von Spät. Im gleichen Augenblick zerriß der Nebel in seinem Gedächtnis. Und er wußte alles, was gewesen.

KOMMENTAR

Der Vierter Teil

Das nächste Kapitel heißtt: „Die Verwandlungen der Liebe“ und kehrt zu den Schicksalen Melchiors – allerdings eines sehr aufgelösten Melchiors – zurück. Es beschreibt in einem positiven Gegenbild das Erlebnis der Erde und der Sexualität, in deutlichem Gegensatz zu dem Bild der Wölfe, Pilze und faulender Erde in der vorangegangenen Partie. Melchior wird eins mit der großen Göttin Natur und löst sich in ihr auf. So erlebte er sich in all ihren Kindern und all ihren Impulsen. Die Sexualität wird zu einem mystischen Erlebnis von etwas Göttlichem. Als Bauer, d. h. als Sohn der Erde, wird er jedoch schließlich geopfert, denn jeder Triebimpuls enthält seinen eigenen geistigen Gegenpol, seine eigene Opferung. Darnach wird er zum Tier und zum Geist, der auf einer Wolke ruht. Da erweckt ihn Fo und bringt ihn zum Bewußtsein seiner selbst zurück. Fo ist seine tieferliegende Identität, die im endlosen Wandel seiner Gestalten erhalten bleibt, in Jung'schen Worten sein Selbst und seine höhere Bewußtseinsform.

Doch das nächste Kapitel «Der Untergang» enthält wieder jenen fatalen Umschlag ins Gegenteil: Gerade als sich die Knabenschar dem eigenen gesuchten Reich nahe fühlt, lösen sich die Knaben wie unter einem bösen Zauberbann wieder auf; ihre vielen Inkarnationsformen, durch die sie ihr Leben angereichert und ihre Gestalt geformt hatten, verlassen sie wie zerrinnende Nebelschemen. Was vorher voller Lebenslust im Überschwang des Liebesverlangens und Lebenstriebes geschah, das Weitereilen von Form zu Form, wird nun umgekehrt zu einem Sterben, zu einer Zerstörung der Gestalt: «Alle Kraft und alles Wissen starb ihnen im kreisenden Zergehen.» Ein Sumpf, das Bild der negativen Urmutter, des stagnierenden Lebens, umfängt sie. Zwar kann sich Fo mit ein paar Knaben retten, aber ein großer Teil

seiner Schar erliegt dem bösen Zauber Ulrichs von Spät und wird von dessen gläsernen Herren gefangengenommen.

Die Gefühlskälte und die gläsern spröde Härte des von Spät'schen Reiches beschleicht dann sogar auch die Geretteten. Li findet sich deshalb in der nächsten Szene auf einer Eisfläche und schaudernd beginnt er die Dissoziation, die sie alle befallen hat, zu erkennen. «Was geschieht mit uns?» sagte er zu sich, «seit die Fremden uns den Weg ins Reich verlegt, ist etwas mit uns vorgegangen. Wir verlieren uns wahllos in wuchernde Verschlingungen. Was steigt aus vergessenen Gründen in uns empor? Wir erkennen uns nicht mehr. Unsere Schar zerstreut sich. Nur selten noch finden wir im Taumel, der uns ergriffen, einander wieder . . .»

Dann folgt die seltsame Begegnung mit dem alten Uhrmacher Louis Lindenroth, der postmortal als Drachenkopf an einem Schlitten dient. Von hier aus gelangt Melchior ins Reich der Totenseelen, wo er Henriette Karlsen, Otto von Lobe, Heinrich Wunderlich und seinen eigenen Vater wieder findet. Melchior ist hier in die völlige Zeitlosigkeit gefallen, er ist auch selbst wieder teilweise ein junger 15jähriger Melchior und er ist auch schon lange tot, d. h. er ist er selbst und auch nicht mehr er selbst.

Die dem Psychologen bekannte Relativität von Zeit und Raum, welche in den tieferen Schichten des Unbewußten vorherrscht, ist hier eindrücklich geschildert: nicht zufällig ist es ein Uhrmacher, – d. h. einer, der die Zeitmesser macht, – der hier so unseelig verzaubert erscheint. Er trägt einen Namen, der teilweise mit Melchiors übereinstimmt (Lindenroth – Lindenhuis). Er ist also wohl ein Teil von Melchior selber, nämlich derjenige Faktor in ihm, der sein «Zeitbewußtsein» machen sollte. Nun ist er aber ein Schlittenkopf geworden, denn Melchiors Zeitbewußtsein wurde zu einem «in der Kälte Dahingleiten und über Alles Hinweggleiten» ohne Sinn und Ziel. Die Toten, die Melchior antrifft, sind ebenfalls nicht glücklich. Sie haben, wie die Knaben, das «Reich» verloren, haben die Fahrt zum «Sternenland» verpaßt. Wenn nämlich das Ich-Bewußtsein sich auflöst, wer-

den auch die Inhalte des Unbewußten zur Unfruchtbarkeit verdammt, weil sie im Ich ihr einziges Realisations- und Ordnungszentrum verloren haben. Die Toten erscheinen auch wie Vögel d. i. Gedankenwesen, welche immer wieder zurückkehren in sinnlosem Kreisen.

Dann folgt der wohl furchtbarste Betrug des Schicksals: Herr von Spät fängt Li in der täuschenden Gestalt Fo's ein und entführt ihn in die tiefe Nacht.

Dieser Betrug ist psychologisch nicht nur als eine schlaue Travestie Ulrich von Späts zu verstehen: denn von Spät ist Fo. *Hier schlagen die Gegensätze nicht mehr nur ineinander um, sondern sie verschmelzen in Eines.* «Les extrèmes ne so touchent pas seulement» – *sie sind zutiefst im Unbewußten Ein und Dasselbe.* Melchiors Bewußtsein erlischt, während er dies erlebt. Der Geist des Unbewußten als «Mercurius senex et puer» überwältigt ihn völlig. Statt daß das Bewußtsein die Gegensätze dadurch, daß es sich eine schöpferische Auffassung derselben bildet, in der Retorte zur Einigung und Wandlung «in langsamem Feuer», wie die Alchemisten sagen würden, zwingt, haben sie es überrannt. Dann aber erzeugt der Mercurius als rohe «prima materia» nur giftige Nebel und paradox verwirrende Einfälle, wie dies manche Alchemisten beschrieben, und deshalb sogar den Mercurius als Erreger der Geisteskrankheit bezeichnet haben. «Nicht wenige gingen an unserem Werk zugrunde», betonen die alchemistischen Texte immer wieder.⁴⁰

⁴⁰ Vgl. C. G. Jung: Psychologie und Alchemie I. c. p. 455.

Das siebzehnte Kapitel: «Die Wiederkehr»

Nach rund hundert Jahren treffen wir Melchior als alten Mann in einem Irrenhaus wieder an. Man hatte ihn in einem Boot auf dem Meer aufgefischt. Er schien normal zu sein, aber da er behauptete, der vor hundert Jahren verschollene Melchior van Lindenhus aus Schimmelberg zu sein, war er zunächst interniert worden.

In vielen Volksmärchen, Sagen und Legenden findet sich dieses Motiv: ein Lebender verschwindet im Venusberg oder in den Elfenbügeln, er gelangt zu den Fairies, den Trollen oder in Laurins Zwergreich, oder er ist «einen Augenblick in den Himmel» entrückt, um dann nach sehr langer Zeit wieder zuhause aufzutauchen. Alle seine Angehörigen sind dann längst gestorben, aber schließlich erinnert sich ein Dorfgenosse unbestimmt, daß vor dreihundert oder mehr Jahren «einmal einer verschwunden ist». Nach dieser Realisation leben solche Entrückte selten mehr lange in dieser Welt.⁴¹

Dieses archetypische Mythologem beschreibt eindrücklich die Relativität von Zeit und Raum in den tieferen Schichten der unbewußten Psyche, und auch in Wirklichkeit gibt es solche Entrückungen, in der Katatonie gewisser Schizophrener. Jahrelang dämmern sie wie tot dahin, um manchmal plötzlich und unerwartet, besonders oft auf dem Totenbett, zu einer scheinbar völlig intakt gebliebenen normalen Bewußtheit zurückzukehren. Allerdings dauert eine solche Versunkenheit im Gegensatz zu den Märchenfiguren nicht länger als das physiologische Lebensalter des Menschen. Die Sage fügt dem also ein übernatürliches Motiv hinzu, weil sie den subjektiv erlebten Zustand *eines zeitlos langen Versunkenseins beschreiben will*. Etwas Ähnliches ist offenbar Melchior zugestossen und die Situation, die Bruno Goetz hier psychologisch beschreibt, entspricht weitgehend einem psychotischen Zustand. Das «Ich» (= Melchior) ist zwar noch

⁴¹ Vgl. H. von Beit: *Symbolik des Märchens*, I, l. c. p. 61 ff.

scheinbar intakt, aber überwältigt von geisteskranken Impulsen, welch' letztere durch die kranken Insassen des Irrenhauses verkörpert werden.

Nach seiner Entlassung aus der Anstalt funktioniert Melchior zwar wieder als Verstand, d. h. als Wissenschaftler normal, aber er selbst bleibt erstarrt und ganz ohne Gefühl. Die Emotionen und sein Gefühl sind offenbar mittversunken mit der «verrückten» Welt, bzw. sind sie für das Bewußtsein verlorengegangen. Dieser Gefühlsverlust ist symbolisch dargestellt im Bild der geisteskranken Frau, welche ihrem toten Mann nachtrauert und pietätvoll seinen Bart aufbewahrt hat. Sie verkörpert Melchiors abgespaltenes Gefühl, das zum kitschigen Sentiment entartet ist und vom Partner (der Anteilnahme des männlichen Bewußtseins) abgespalten wurde. Sie stellt logischerweise darum auch die Forderung an Melchior, ihr den Gatten wiederzugeben. Aber Melchior betrachtet den Bart, diesen Rest animalischer Männlichkeit, ohne zu reagieren. An Stelle des zerstörten Eros kommt dann der Machtkomplex mehr und mehr wieder in den Vordergrund und stellt sich dar in der grotesken Szene, in welcher der verrückte «Kaiser» mit Melchior die Welt zu teilen vorschlägt. (Könnte man nicht bei seiner Rede an den Pakt Hitlers mit Mussolini denken?)

Diese Teilung bedeutet wörtlich eine Schizophrenie – eine Spaltung der ganzen Persönlichkeit. Melchior geht aber nicht darauf ein und nimmt auch nicht seine großenwahn-sinnigen Phantasien an, aber er verarbeitet sie auch nicht, denn nach seiner Entlassung heißt es von ihm: «Seine gelehrt Tätigkeit war das Einzige, womit er sich beschäftigte. *Allem anderen war er abgestorben.*» Es kommt bei ihm zu dem, was man psychologisch eine «regressive Wiederherstellung der Persona» nennt. Die «verrückte Seite» wird abgewürgt (statt integriert) und eine krampfhalte normale Anpassung unter Verlust der inneren Lebensquelle geleistet. Dieser Zustand dauert an, bis der junge Studiosus Mahr Melchior über den Weg läuft. Nomen est omen, der Mahr ist die Mähre und der Nachtmar – die Unterwelt bricht

durch ihn wieder ein. Ihm erscheint Melchior als «Fo-Gestalt», so wie er auch den Insassen des Irrenhauses ein Gott zu sein schien, denn solche Leute sehen klarer als er selber, sie sehen den göttlichen Hintergrund der Persönlichkeit, der aber nicht integriert ist, sondern autonom herum spukt. Manche Menschen sind von einer solchen Dämonie umgeben, von der man nicht recht weiß, ob sie etwas Bedeutendes oder Krankhaftes ist.

Mit dem Erscheinen Mahrs erwacht Melchiors Gefühl und «Fernweh» wieder, «fort in die Ferne, ins Ungeheure ...» Er besicht sich im Spiegel, ein greiser Kopf auf einem noch jungen Körper – er selber ist eine groteske Kombination des Herrn von Spät und Fo's geworden – ein zu alter Intellekt und ein noch junges Blut, nicht organisch ausgereift. Als er in die Stadt ausgeht, hört er wie die Leute über die vergangenen Ereignisse in Stuhlbrestenburg sprechen – d. h. wie sie im Lichte einer bürgerlich eng gewordenen Vernunft nun plötzlich aussehen.

Und dann suchen ihn die Knaben wieder heim. Seine Welt weitet sich. Als «Heliand» auf dem weißen Roß erlebt er sich dahinziehend. Sein abgespaltener «Heilandswahn» wird offenbar. Durch ihn versinkt er im Schnee, in der völligen Erkaltung aller menschlichen Gefühle. Aber zum ersten Male *weint er wieder* und durch diesen Akt der Menschlichkeit ist er plötzlich nicht mehr Fo oder Herr von Spät, sondern wieder Melchior, der den Herrn von Spät als Gegenüber erlebt. Er findet ihn, als unheimliche Gegenwart, bei seiner Heimkehr in seinem Zimmer vor. In dieser «Heliand-szene» wird offenbar, wo hinaus der ganze symbolische Prozeß eigentlich zielte. Wie ich oben erwähnte, sind die frühsterbenden jungen Götter der Antike, Attis, Adonis, Osiris, Dionysos (alles Söhne der Großen Mutter) Heil-Götter gewesen, die in den Mysterienfeiern verehrt wurden. Ihre heilende Wirkung bestand in einer tief die Gefühle und Emotionen ergreifenden seelischen Erneuerung von ganzmachender Wirkung. Der antike Neuplatoniker Apuleius hat im letzten Buche seines Romans

vom «Golden Esel» eine solche seelische Heilung und Erlösung durch Osiris eindrücklich beschrieben. Fo gleicht sehr diesen antiken Göttern durchaus, doch stiftet er nicht Heilung, sondern Wirrnis in der Menschenwelt an, ähnlich wie es Dionysos tat, wenn man ihn nicht anerkannte. Dann sandte er denen, die ihm ihre Hingabe verweigerten, Wahnsinn und Tod. Wäre es Melchior gelungen, den Gegensatz von Fo und Herrn von Spät in sich zu integrieren und zu einer Einigung zu bringen, so wäre ein neuer Heiland, d. h. ein neues erlösendes und Ordnung schaffendes Prinzip, in seine Seele eingezogen. Aber statt dessen ist Melchior selber mit diesem Prinzip identisch geworden, was einem Anfall von Größenwahn entspricht. Beispiele solcher Erlöser-Größenwahns haben wir ja reichlich an politischen Gestalten erlebt, und auch wohin das jeweils führt! Jeder Größenwahn bewirkt als erstes eine gewisse Unmenschlichkeit, durch die der Besessene dem menschlichen Leiden entrückt ist. Darum ist Melchiors Tränenausbruch so wichtig – in diesem Moment kehrt er zu seiner Menschlichkeit zurück.

LETZTES KAPITEL

DER SCHNEEWANDERER

Wie einst vor unvordenklicher Zeit sah er seinen Feind schlafen.

«Er ist in meiner Gewalt», dachte er, «nun bin ich sein Herr. Ich bin erwacht. Er glaubte mich machtlos versunken und fiel in Schlaf. Jetzt sollen die Knaben ihn fesseln und zerreissen.»

Er sah den Schlafenden an. Und wieder ergriff ihn die strenge, reine Schönheit seines göttlichen Antlitzes und wollte ihn in Bann schlagen. Doch er schüttelte die Versuchung von sich ab, trat zurück und rief:

«Ich will fort!»

Nichts regte sich.

Und er hob seine Arme und rief noch einmal:

«Ich will fort!»

Doch alles blieb still wie zuvor. Niemand kam.

Zum dritten Male sprach er die beschwörenden Worte aus. Vergeblich.

Da ließ er die Arme sinken und wußte, er war allein. Die Knaben waren in der Gewalt der Herren. Ulrich konnte ruhig schlafen.

«Es ist aus», dachte Melchior und fühlte sich unsäglich müde. Er sah scheu zu Ulrich hin, der immer noch fest schlief. Er fürchtete sich, seine Augen zu sehen und ihn sprechen zu hören. Behutsam legte er sich, ohne sich zu entkleiden, auf sein Bett und schlief sofort ein.

Ihm träumte, er befände sich am Fuße eines steilen Berges. Ein Felsenpfad wand sich empor. Er kletterte hastig durch Steinwüsten aufwärts. Der abnehmende Mond beleuchtete matt den Weg. Hoch auf dem Gipfel

sah er eine getürmte Stadt in die Sterne ragen. Der Pfad wurde immer schmäler und abschüssiger. Endlich erreichte Melchior die ersten Häuser. Ein Wächter verneigte sich vor ihm mit gelassener Gebärde. Auf den Straßen begegnete Melchior langsam umherwandelnden Gestalten, deren Gesichter den gleichen Ausdruck zur Schau trugen, wie das des Wächters. Wenn sie aneinander vorbeischritten, sahen sie sich lächelnd an, sprachen aber kein Wort. Sie waren wie die vergehenden Schatten Verstorbener, die sich noch einmal grüßten, ehe sie ins Gestaltlos-Leere zergingen. Ein gleicher Takt und Rhythmus beherrschte alle ihre Bewegungen. Keiner war vom andern zu unterscheiden.

«Es ist die Stadt der gläsernen Herrn», sagte Melchior zu sich, «von hier aus lenken sie schweigend die Geschicke der Menschen. Die ganze Welt wird werden wie diese Stadt. Die Erde verstummt!»

Er forschte vergeblich in all den Gesichtern nach einem Begehrten, einem Verlangen, einer Sehnsucht. Ohne Freude und Schmerz schlängen sie sich wie in einem strengen Reigentanz durcheinander.

Ein unbändiger Haß wurde in ihm wach und schüttelte ihn wie ein Fieber. Seine Augen glühten die Vorübergehenden drohend an. Doch sie achteten seiner nicht. Eine kaum hörbare, wie körperlose Lichtquellen stetig dahingleitende Musik ging von ihnen aus. Sie schienen sie nicht zu vernehmen. Ihre Mienen blieben gleichgültig und unbewegt.

Melchior schritt straßenauf, straßenab und traf immer auf die gleichen ununterscheidbaren Scharen. Ab und zu schlug eine Glocke an. Dann löste sich einer aus den Reihen und schritt durch ein spitzes Tor langsam von dannen.

«Ich will ihnen nachgehen», dachte Melchior, «ich will wissen, wohin sie ziehn.»

Und als die Glocke von neuem anschlug, folgte er dem Davonschreitenden ins Freie. Wieder sah er einen steil sich nach unten windenden Felsenpfad. Er betrat ihn und fühlte, wie eine dunkle Gewalt ihn talwärts lockte. Die Gestalt schritt immer schneller und schneller voraus. Er beschleunigte seinen Gang. Sie schien wie vom Winde getragen zu entgleiten. Er lief ihr, nach Atem ringend, nach.

Und jäh öffnete sich ein Abgrund vor ihm, über den die Gestalt hinwegschwebte. Er konnte nicht mehr im Laufe innehalten, im nächsten Augenblick mußte er in die Schlucht stürzen. Da schoß ein Feuerstrom wie eine Brücke über den Abgrund und er lief über die Brücke hinweg und verbrannte sich die Füße. Dornengestrüpp versperrte ihm den Weg und zerfetzte seine Haut. Er achtete nicht darauf.

«Ich muß dem Abgesandten nach», keuchte er fieberhaft, «er geht in die Welt zu den Menschen, sie in den gläsernen Bann zu zwingen. Ich muß sie erwecken. Ich muß sie warnen!»

Doch der Weg wurde zu einem sausenden Wasser und die Gestalt war nicht mehr zu sehen. Endlich gewahrte er sie schon ganz weit in einem kleinen Nachen den stürzenden Strom hinabschießen. Und er holte tief Atem und warf sich mit einem Aufschrei in die Wellen. Es wurde dunkel um ihn. Er konnte nichts mehr sehen und hörte nur noch das wütende Brüllen der Fluten in seinen Ohren. Ein heftiger Stoß schleuderte ihn ans Ufer.

Er sah sich allein auf einer freien Wiese. Rasch aufspringend, wollte er weiter eilen, blieb aber sofort wieder stehn. Dicht vor ihm stieß ein leeres Kreuz in den

Himmel. Er erkannte die Wiese, auf der er gekreuzigt worden. Sie lag öde und verlassen da. Zum Kreuze emporstarrend, sah er, daß es kein Kreuz war, sondern ein abgestorbener Baum mit leeren Ästen. Von ferne hörte er das Meer rauschen. Blaues Dunkel lichtete sich. Nebel stiegen empor und blähten sich auf. Eine zerfallende Säulenhalle schloß ihn ein. Verdorrte Blumengewinde kränzten ein zerwühltes Lager. Niemand war zu sehn. Melchiors Schritte auf dem geborstenen Marmorboden hallten hohl von den zahllosen Säulen wider.

Er atmete schwer und begann zu laufen. Bald lag die Halle hinter ihm und ein wuchernder Urwald nahm ihn auf. Zwischen den Stämmen lagen verwesende Tierleichen. Kein Windhauch regte sich. Kein Laut war zu vernehmen, als das ferne Rauschen des Meeres.

Da hörte er von weitem seinen Namen rufen. Wer suchte ihn? Er lief schneller. Das Rufen kam näher. Der Wald lichtete sich. Das Meer tat sich vor seinen Blicken auf. Und vom Ufer schritt ihm, aus tausend Wunden blutend, Ulrich entgegen.

Melchior zog sein Messer hervor, duckte sich und wartete. Als Ulrich vor ihm stand, stürzte er sich auf ihn und ritzte ihm blitzschnell ein Kreuz auf die Brust.

Ulrich schrie:

«Melchior . . .» — — —

Und Melchior erwachte, blickte mit verstörten Augen um sich und sah Ulrich, eine brennende Kerze in der Hand, neben seinem Bette stehn. Noch war es Nacht.

«Die Erde ist mein», sagte Ulrich, «du hast vergeblich die Knaben gerufen. Sie konnten dich nicht hören. Sie sind nur noch Spiegelbilder. Sie gehn ins Licht ein.»

«Ich bin nicht dein!» rief Melchior aus, «ich reiße sie wieder in meine Welt zurück, in die Welt der Sehn-

sucht und der Wirrnisse, in den Wandel von Gestalt zu Gestalt. Mein Wille ist frei.»

«Ich zerbreche deinen Willen, wie ich den Willen der andern zerbrochen!» sagte Ulrich ruhig. «Gestalt ist Schein. Ich vernichte die Täuschung. Ich zerreiße den Schleier. Ich löse das Spiel auf in Wahrheit!»

«So will ich ewig den Schein, ewig die Täuschung, ewig das Spiel. Ich webe den Schleier neu!» Melchior erhob sich und sah Ulrich fest an.

«Komm mit mir», sagte Ulrich, «und ich zeige dir das Ende des Spiels.»

«Das Spiel endet nie!»

«Komm mit mir», wiederholte Ulrich, «und schau!»

Als sie auf die Straße hinaustraten, war der Schneefall noch dichter geworden. Ein Sturm trieb ihnen die Flocken ins Gesicht. Alle Umrisse verschwammen im weißen Wirbel.

Sie schritten über eine Stunde durch lange Straßen, bis sie in eine Gegend kamen, die Melchior noch nicht kannte. Ein Gewirr von engen, dunklen Gäßchen umgab sie. An einem baufälligen Hause, vor dessen Tor eine trübe Öllaterne brannte, machte Ulrich halt. Über dem Eingang prangten in verblichenen Goldbuchstaben die Worte:

«*Weltbühne Radium*.»

«Wir sind angelangt», sagte Ulrich, der während des ganzen Weges geschwiegen hatte, und pochte mit dem Knaufe seines Stockes dreimal ans Tor. Die Flügel kreischten in den Angeln. Ein verzerrtes, greises Zwerengesicht lugte hervor.

«Ihr kommt spät», sagte der Zwerg mit knarrender Stimme, «kein Publikum mehr da, niemand will zuschaun. Aber wir spielen das Stück zu Ende. Der letzte Akt soll gleich beginnen.»

Er holte aus einer Ecke eine uralte, verstaubte Stalllaterne herbei, brannte sie mit zitternden Fingern umständlich an und kicherte:

«Die Herren sollen gut bedient sein. Bitte, mir zu folgen.»

Und er schritt ihnen voran und führte sie durch schmutzige, feuchte Gänge mit rissigen Mauern, über endlose Treppen mit zerbröckelnden Stufen. Endlich riß er eine kleine Tapentür auf und kreischte:

«Bitte einzutreten. Der letzte Akt wird gleich beginnen. Viel Vergnügen, meine Herrschaften!»

Er befestigte die Laterne an der Logenwand und zog sich unter vielen Verbeugungen grinsend zurück. Sie ließen sich auf zwei zerschlissenen Polsterstühlen an der Brüstung nieder. Der Zuschauerraum war dunkel. Nur hie und da brannte eine kleine Laterne, und man sah in ihrem Schein vereinzelte Schatten sich hin- und herbewegen.

Melchior blickte sich in der Loge um, die sich im dritten Rang, dicht neben der Bühne befand. Die Wände waren mit hellgrünen Tapeten bekleidet, die voll von gelblichen Flecken waren und sich stellenweise von der Mauer gelöst hatten. Die herabhängenden Fetzen raschelten unaufhörlich im kalten Zugwind, der durch den öden Raum wehte. Melchior fröstelte.

«Ein guter Platz», sagte Ulrich, «man erblickt die Schauspieler in einem Sehwinkel, der es verhindert, ihr Spiel allzu tragisch zu nehmen.»

«Was soll uns das? Was soll ich hier sehn?» fragte Melchior unwillig.

«Den letzten Akt!» erwiderte Ulrich.

Ein minutenlanges schrilles Klingelzeichen ertönte. Zugleich flog der Vorhang sausend in die Höhe.

Und Melchior gewahrte auf der Bühne eine Straße

derselben Stadt, die er vor wenigen Stunden im Traum geschaut. Wieder schlangen sich die durchsichtigen Bewohner mit den unbewegten Gesichtern wie in einem strengen Reigentanz durcheinander. Und dieses Mal wußte Melchior wer sie waren: er erkannte die Knaben. Inmitten der Wandelnden aber erblickte er den neben ihm sitzenden Ulrich zum zweiten Male. Der ganze Reigen schien sich um ihn zu drehen.

Und Ulrich stand auf, setzte sich auf den etwas erhöhten Stuhl hinter Melchior, zog ein großes Opernglas hervor, stützte seine Ellenbogen auf Melchiors Schultern und schaute über dessen Kopf hinweg auf die Bühne hinunter.

Da erhob Ulrichs Spiegelbild dort unten seine Arme und einer der Tanzenden bewegte sich mit abgemessenen Schritten auf ihn zu, stellte sich neben ihn und rief:

«Zeit versinkt. Raum zerstiebt. Gestalt erlischt.»

Es war Fos Stimme. Melchior wollte aufspringen. Doch Ulrichs Ellenbogen lasteten schwer auf seinen Schultern und hielten ihn nieder.

Der Reigen auf der Bühne stockte. Die Tanzenden ordneten sich zu Paaren. Ein ungeheures Tor ragte im Hintergrund. Aus den Ritzen seiner Flügel quoll Licht hervor. Alle erstarren in Erwartung. Das letzte Lächeln auf ihren Lippen war erstorben. Ihre Augen waren wie in tiefem Schlaf geschlossen. Auch Ulrichs Doppelgänger ließ langsam die Lider sinken.

Melchior fühlte, daß der Druck von Ulrichs Ellenbogen auf seinen Schultern schwächer wurde. Er wandte sich um und sah, daß Ulrich selber eingeschlafen war.

Die Ellenbogen von seinen Schultern abschüttelnd, holte er Atem und bezwang den Schlaf, der auch ihn zu fesseln drohte. Er lachte befreit und richtete sich

hoch auf. Sein Mund schrie fremde Worte, die aus seinem Herzen brachen, hallend in den Raum hinaus.

Da sah er eine neue Gestalt die Bühne betreten und erkannte in ihr sich selbst. Er sah sich dort unten auf Fozueilen und ihn heftig schütteln. Er sah, wie Fo langsam die Augen aufschlug und aufsprang. Er hörte sich rufen:

«Er schläft. Jetzt ist es Zeit!»

Und sie warfen sich mit blitzenden Messern auf Ulrichs Spiegelbild.

In diesem Augenblick sank Ulrich in der Loge vom Stuhle und fiel leblos wie ein Klotz zu Boden. Zu gleicher Zeit sah Melchior sich auf der Bühne mit Fo davoneilen, ehe noch das Tor sich geöffnet hatte, das sich nun weit in schimmernde Leere auftat, die verwehenden Schläfer zu empfangen.

Ein Sturmwind erfaßte Melchior und riß ihn fort. Schneeflocken schlugen ihm ins Gesicht. Fahler Morgen dämmerte. Er befand sich allein auf verschneiter Landstraße. Fern dunstete die Stadt.

Der Flockenfall wurde immer dünner und langsamer. Die Sonne schien die Wolken durchdringen zu wollen.

Melchior fühlte, wie seine Kräfte ihn verließen. Süße Ermattung breitete sich in ihm aus. Er war so schwach, daß er keinen Schritt mehr tun konnte. Machtlos ließ er sich in den Schnee fallen und schaute ins Weite.

«Die Kreise schließen sich», flüsterte er vor sich hin, «es ist vollendet. Mein Schatten hat deinen Schatten befreit. Der Feind ist zerrissen ... Wo weilst du jetzt auf der weiten Erde? Hinter den großen Meeren, die uns trennen, hat dich mein heimliches Rufen aus gläsernem Schlafe geweckt. Du wanderst über Ebenen,

klimmst über hohe Berge, Tag und Nacht, Nacht und Tag. Goldene Schiffe mit rötlichen Segeln tragen dich über blanke Meere. Schwärme schreiender Vögel umschwirren dein Haupt. Auf wilden Wegen schreitest du zu mir, näher und immer näher. Einst wird ein Morgen sein. In frühester Dämmerung wird ein Windstoß tönnend über die Erde fegen. Und du wirst zu mir treten, nackt und glühend, den Staub wirbelnder Sterne in deinen Haaren, den Widerschein leuchtender Firnen auf deiner Stirn, und wirst mit kühlen Lippen mein zuckendes Herz küssen. Die Erde wird nicht mehr stumm sein: dein Wort ruft aus allem Leben, dein Atem klingt aus jedem Leibe, deine Liebe blüht aus jedem Herzen. Das Kreuz wird aufgerichtet. Die Erwachten ergießen ihr Blut in die Adern der Welt und wandeln sich von Gestalt zu Gestalt. Das neue Spiel hebt an. Hinschmilzt Blau in Glut. Dunkler drängen Trauben und harren dein. Siehe, wir ruhen in atmender Lust. Stille weitet sich dir entgegen. Tritt aus Laubnacht zu uns in nacktem Brände, junge Flamme, singende Flamme, Herr und Kind!»

Und er erhob sich noch einmal und reckte seine Glieder. Taumelnd stapfte er durch den Schnee, die endlose Straße entlang, bis er an einen Fußpfad gelangte, der sanft aufwärts stieg.

Da gewahrte er im Schnee einen Blutstropfen liegen. Er schaute näher hin und sah, daß es ein rotes Rosenblatt war. Einige Schritte weiter lag wieder ein Rosenblatt. Noch eins und noch eins funkelte auf. Der ganze Weg war mit ihnen bestreut. Und im Schnee zeigten sich die Spuren von zarten, bloßen Füßen.

Willenlos folgte Melchior den Spuren. Sie führten höher und höher. Der Nebel verdichtete sich um ihn. Die Erde unten entschwand seinen Blicken. Alles war

weiß und wurde immer weißer und weißer. Nur die Rosenblätter glühten blutig-rot und lockten.

Und er glaubte, fern im Nebel den Rücken einer Gestalt zu sehn, die vor ihm herschritt. Er fühlte seine Schwäche nicht mehr. Er wußte nichts mehr von sich. Er sah nur die Gestalt vor sich, um die sich ein silbernes Leuchten ausbreitete, das langsam golden wurde.

Da brach die Sonne durch. Die Nebel fuhren jach auseinander. Hoch auf dem Gipfel stand Fo in rieselndem Glanz, Rosen im Haar und um die Lenden, und breitete flammende Arme.

Der müde Wanderer stürzte in die Knie.

«Das Reich», lallte er, «das Reich ohne Raum . . .»

Seine Pulse zerrissen. Sein Herz zersprang.

KOMMENTAR

Das letzte Kapitel: «Der Schneewanderer»

Obwohl Melchior nun den Herrn von Spät hätte töten können, erfaßt ihn wieder Mitleid ob der Schönheit dieses göttlichen Antlitzes. Auch in seiner starr und kaltgewordenen Spätphase trägt ja das christliche Prinzip immer noch die Schönheit seines göttlichen Ursprunges für den, der sie zu erfassen vermag. Es ginge ja auch nicht darum, etwas zu vernichten, sondern zur inneren belebenden Erneuerung zu bringen. Es ginge darum, es wieder einzuschmelzen in den seelischen Ursprung. Melchior jedoch will schon wieder in den Gegensatz hinüberpendeln, d. h. zu Fo, doch sein Ruf: «Ich will fort» wird diesmal nicht mehr beantwortet; denn von Spät hat bereits allzu weitgehend die Herrschaft an sich gerissen.

Hierauf erschaut Melchior im Traume sein kaltgewordenes, gefühls- und emotionsloses, aller schöpferischen Er-

neuerung erstorbenes Reich. Eine Feuerbrücke trennt es von der Menschenwelt: d. h. die Emotion wirkt nur noch destruktiv versengend, ohne Gestaltungskraft. Als er erwacht, steht Herr von Spät triumphierend an seinem Lager und verkündet ihm seinen Sieg über die Knaben als dem «Ende des Spiels».

Herr von Spät nimmt Melchiors Protest nicht zur Kenntnis, sondern führt ihn zur «Weltbühne Radium» und ihrem Hüter, einem greisen Zwerg mit verzerrtem Antlitz. Was sich im Folgenden abspielt, geschieht in einer seltsamen Verdoppelung: zuerst ist Herr von Spät sowohl in der Loge als auch als Spiegelbild auf der Bühne anwesend und nachher spaltet sich Melchior in derselben Anordnung. Als sein eigenes Spiegelbild weckt Melchior den Fo gerade noch knapp vor seiner Auflösung in das destruktive Bild des von Spät'schen Reichen und lässt ihn das Spiegelbild des Herrn von Spät töten, wobei allerdings auch der andere Herr von Spät in der Loge mitstirbt. *Dieser letzte Sieg Fo's ist also nur mehr ein Schauspiel*, an dem, wie der Zwerg spöttisch bemerkt, niemand ein Publikumsinteresse bekundet.

Diese Szene scheint ein *schwindendes Interesse des Dichters Bruno Goetz* an seinem Thema widerzuspiegeln. Die Menschen, d. h. die menschliche Anteilnahme verschwindet, dafür tritt ein Zwerg auf, als ob er als einziger noch etwas zu sagen hätte. Zwerge sind das Symbol unbewußter schöpferischer Bildekräfte. In Mythen und Märchen treten sie als Bergleute, Schmiede, Goldschmiede, Zauberer und Fertiger von allerhand Kunsthandwerk auf. Die griechischen Kabiri z. B. sind Heilgötter und Zauberer und große Schmiede zugleich.⁴² Sie tragen den pileus, und in Theben wurde Dionysos speziell als Kabis (pais = Knabe) verehrt. Der Zwerg ist somit eigentlich eine Puerestalt wie Fo, aber als schaffendes Prinzip trägt er positivere Züge: der Rauschgott hat sich in etwas Schöpferisches gewandelt.

⁴² Vgl. C. G. Jung: Symbole der Wandlung, I. c. p. 209 ff.

In dieser Szene des Romans tritt der Zwerg als geheimer Direktor, Beschliesser und Platzanweiser der «Weltbühne Radium» auf, wo sich der Scheinsieg Fo's über den Herrn von Spät abspielt. Es ist so, als ob es dem Dichter ahnend aufginge, daß *er* bezw. sein schöpferischer Genius dieses ganze Geschehen auf einer inneren Bühne geschaffen hatte. Eine solche Ablösung des Dichters von seinem Stoff ist allerdings nur bei denjenigen Gestaltungen nötig, bei denen keine psychologische Lösung gefunden werden konnte. Es folgt dann statt dessen ein solcher «Rückzug», als ob der Dichter sich sagen würde: «Das war ja gottlob alles nur ein Traum oder eine schöpferische Phantasie.»

Auf der Bühne wird die Stadt von Späts dargestellt, wie sie Melchior soeben erst im Traum gesehen hatte. Sein Traum wird gleichsam im Schauspiel weitergeträumt, eine Abwandlung, die eine relative Zunahme des lenkenden Bewußtseins andeutet. Und in diesem «gelenkten Traum» siegt Melchior – aber nur *ein halber Melchior* – indem er Fo weckt und ihm hilft, Herrn von Spät zu töten. Der andere Melchior bleibt währenddessen als Zuschauer in der Loge sitzen. Dieser Sieg Fo's ist tatsächlich nur ein Schauspiel, soweit es das diesseitige Menschendasein Melchiors betrifft, denn erst nach seinem Tode trifft er Fo im Jenseits wieder.

In vielen Dichtungen aller Zeiten wird die Lösung, ähnlich wie in diesem Roman, als «postmortal» dargestellt; erst in einem Jenseits nach dem Tode werden die Gegensätze geeinigt oder kommen die für einander bestimmten Menschen zusammen. So ist es im «Faust», so im «Hamlet», um nur an zwei berühmte Beispiele zu erinnern, so auch in dem bekannten chinesischen Roman vom «Traum der roten Kammer». Psychologisch bedeutet dies jeweils, daß eine Lösung im Hier und Jetzt des menschlichen Bewußtseinsraumes *nicht gefunden werden konnte*.

Auch in manchen Mythen und Religionslehren findet sich dasselbe Motiv. Im Christentum wird z. B. das jüngste Gericht und dann eine Apokatastasis pantōn, eine Wieder-

herstellung der Schöpfung, wie sie vor dem Sündenfall war, erwartet. Das ungelöste Problem des Bösen wird m. a. W. ins Unbewußte verdrängt und dafür an einer Zukunftshoffnung festgehalten, es könnte von dort doch noch eine Lösung kommen.

In ähnlicher Art erreicht auch Melchior sein ersehntes Ziel, die Vereinigung mit dem Selbst, d. i. Fo, nicht in diesem Leben, erst sterbend findet er ihn wieder. Und in dieser Todesbegegnung erscheint auch Fo endlich wieder in seiner «reinen» Form. Die aufgelöste und auflösende Knabenschar ist von ihm gewichen, und er erscheint als das, was er im eigentlichen Kern immer war, als *erlösender Gott*.

Wer hingegen im Diesseits leben muß, trägt aus dem Buche nur eine Zukunftshoffnung mit sich heim, aber er hat nicht entdeckt, wie man sich mit Fo schon im Diesseits vereinigen könnte, ohne in dem Gegensatzspiel zwischen ihm und Herrn von Spät, zwischen erstarrter Tradition und ekstatischem Urerlebnis, hin und her gerissen zu werden. So hat zwar Bruno Goetz das Faust-Problem wohl um ein Stück weiter in die moderne Problematik hinübergeführt, aber gelöst ist es noch immer nicht.

Persönlich gesehen bedeutet der Tod Melchiors für den Dichter wohl etwas ähnliches wie der Selbstmord Werthers für Goethe: einen Abschied von der Puer-aeternus-Phase seines Lebens, denn beide Dichter sind in ihr nicht stecken geblieben, sondern über sie hinausgereift. Das *kollektiv-religiöse Problem hingegen ist nicht erledigt*. Bruno Goetz persönlich hat für sich die Lösung gefunden, den Mythos und die Götter selber als eigentliche Wirklichkeit anzuerkennen. In psychologischer Sprache entspricht dies einer Anerkennung des Unbewußten im Sinne Jungs: «Das Reich ohne Raum» ist in diesem Sinne eben das Unbewußte. Für den Dichter genügte diese Lösung. Der Psychologe aber fragt sich natürlich, welche praktischen, ethischen und religiösen Folgen eine solche Anerkennung mit sich bringt, und wie sich dies Geschehen zeitlich einordnen ließe. In diesem Zusammenhang darf man nicht vergessen, daß der

Protestantismus anfänglich eine religiös-geistige Revolution gewesen ist, welche aber ihr Ziel nicht bis zu Ende durchführte. Ursprünglich sollte der Einzelne *unmittelbar* seine religiöse Beziehung zu Gott wiederfinden, ohne daß die Institution der Kirche vermittelnd dazwischen stand. Aber trotz dieser Zielsetzung wurde dann später, statt der kirchlichen Dogmen der Text der Hl. Schrift als verbindlich erklärt. Es kann aber keinem denkenden Menschen entgehen, daß eine sog. «richtige» Auslegung der Schrift nicht existiert, sondern sich die verschiedensten Meinungen gegenüberstehen. So wurde dann doch wieder das Gewicht auf die äußere Organisation einer Kirche, und auf die Verkündung des Wortes gelegt⁴³. Man hat sich offenbar gescheut, den letzten Schritt zum Ziel zu wagen, denn dieser hätte bedeutet, daß der Einzelne nur noch aus *einer* Quelle sein Gotteserleben hätte schöpfen können: diese *eine* Quelle ist seine eigene Seele, und zwar nicht sein an subjektive Meinungen gebundenes Ich, sondern dessen Urgrund, d. h. seine *objektive Psyche*, wie sie sich ihm spontan, als das sogenannte Unbewußte im Jung'schen Sinn verstanden, offenbart.

Solange dieser Schritt nicht von vielen Individuen gewagt wird – werden sich ein Zeitgeist vom Stile des Herrn von Spät und eine kollektive Unterströmung, welche die negativen Züge Fo's und seiner unreifen Knabenschar trägt, immer wieder feindlich gegenüberstehen. Dieser *Schritt nach Innen* hingegen würde nicht nur den Konflikt zwischen Herrn von Spät und Fo wandeln, sondern könnte auch das unwürdige Schisma der verschiedenen christlichen Bekenntnisse wenigstens ein Stück weit heilen, weil sich dadurch der protestantische Geist gewissen mystischen Richtungen des Katholizismus wieder stärker annähern würde. Ein das innere Erleben wirklich *rein* betonender Geist *kann* per definitionem eine äußere Organisation gar nicht direkt bekämpfen, sondern ihr höchstens den Wert des Inneren vorleben und dadurch positiv ausgleichend auf sie einwirken. Dann müßte man auch nicht bis zum Tode warten,

um Fo d. h. das Symbol eines positiven inneren Gotteserlebens, das einen Sinn des Lebens und Todes vermittelt, zu finden. Solange hingegen dieses Erlebnis des Selbst nicht gefunden wird, spukt dieser Inhalt, wie Fo es im Roman tut, als ein beunruhigender Sehnsuchts- und auch wahnsinnsbringender Dämon im Hintergrund der Seele des protestantischen Menschen herum. Er kann nur Neurose, Massenwahnsinn und suizidalen Todesrausch erzeugen, aber keine Erleuchtung.

Was dies praktisch heißen kann, hat die Welle des Nationalsozialismus bewiesen. Dasselbe Problem irrlichtet immer noch ungelöst weiter und kann jederzeit wieder zu ähnlichen Erscheinungen führen, vielleicht in Deutschland, ebenso leicht auch in irgend einer anderen Gegend. Dann würde jene seelische Macht, die zu einer religiösen und damit kulturellen Erneuerung führen könnte, statt eines Lichtbringers zu einem Todeskünder. Die Wahl liegt beim einzelnen Menschen – ob er den Mut aufbringt, schon *vor seinem Tode* das «Reich ohne Raum», seine objektive Seele und ihre Manifestationen, ernst zu nehmen.

⁴⁸ Der Leser könnte sich wundern, daß ich hier nur den Protestantismus, zu dem ich mich selber bekenne, erwähne; doch ist die Symbolik des Buches nur kompensatorisch zu einer vorwiegend protestantischen Bewußtseinsorientierung zu verstehen. Die entsprechenden unbewußten Prozesse, die ein vorwiegend katholisches Bewußtsein kompensieren, würden nicht «besser», aber wesentlich anders beschaffen aussehen.